

ANDREAS VARNAI

**VENISTI, VIDISTI, AVDISTI**  
GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU  
MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE

Neuerdings ziehen immer häufiger Bilder durch meinen Kopf, unscharfe Bilder der Vergangenheit, die zusehends verschwommener werden, bevor sie irgendwann, irgendwo endgültig verschwinden. Ich versuche mich an sie festzuklammern, aber greife immer nur ins Leere. Ich möchte mehr über sie erfahren und suche nach längst vergessenen Menschen und alten Erinnerungen, aber vergebens, ich finde keine mehr. Ich suche nach der Vergangenheit der Welt, aus der ich stamme, nach der Vergangenheit meiner Familie; ich suche nach jemandem, der die Lücken meines Gedächtnisses füllen könnte - alles umsonst. Es sind so viele Fragen, auf die ich Antworten suche, aber solche Antworten gibt es nicht mehr. Das Gedächtnis meiner Vorfahren kann ich nicht zur Hilfe rufen, es liegt zerstreut in vielen Gräbern rund um den Erdball oder als Asche auf polnischen Feldern, vom Regen tief in die Erde gespült.

Ich bin ein alter Mann und in solchen Momenten denke ich an meine Kinder und Kindeskiner und weiß, es ist meine Aufgabe die Vergangenheit, die in mir noch lebt, meine Geschichte und die meiner Familie für sie festzuhalten. Ich muss mein Gedächtnis zu Papier bringen, bevor es mit mir endgültig verschwindet. Der Gedanke quält mich seit Jahren, getan habe ich bisher nichts. Eines Tages wünschte Alexandra von mir, ich sollte ihr, zu ihrem Geburtstag, die Geschichte meines Lebens schenken. Diesem Wunsch, wie im Allgemeinen den Wünschen meiner Enkelkinder, konnte ich nicht widerstehen. Hier folgt die Geschichte.

## I

Geboren war ich am 19. November 1929 an einem kühlen, windigen, verregneten Tag, inmitten der Weltwirtschaftskrise, in Großwardein, einer Stadt, in der ich eigentlich nie gelebt habe, die ich aber stets als eine Art Heimat empfand. Es war am Ende der *Roaring Twenties* und gut zehn Jahre nach dem endgültigen Untergang einer Welt, die ich zwar nicht mehr erlebte, die in mir womöglich doch tiefere Spuren hinterlassen hat als alle anderen Welten, die ich im Laufe meines langen Lebens erfuhr – die Welt der Donaumonarchie. Diese Zeit des aufstrebenden Bürgertums war begleitet vom kritischen, spöttelnden, selbstironischen, schöpferischen Geist des sich emanzipierenden Judentums, entwichen aus der Enge der Shtetl und entlassen in die Freiheit der großen weiten Welt.

Schnell war die Muse dieser Welt, ihre Werke, verfasst mit großer Treffsicherheit und beißender Ironie, entstanden über Nacht, in der schwülen Atmosphäre verrauchten Kaffeehäusern. Eine neue Kunst befand sich im Entstehen, es war die Geburtsstunde des Zwanzigsten Jahrhunderts, des Jugendstils und der Psychoanalyse, in ihrem fertilen Boden gedeihten der Journalismus, das Kabarett, die Operette, eine neue Literatur und eine neuartige, revolutionäre Musik, und sie hatten alle einen leichten Anhauch des Liederlichen.

In dieser Welt der Toleranz der Habsburger blühten die Juden, die zum ersten Mal, in ihrer fast zweitausendjährigen Geschichte unter den Christenvölkern Gleichberechtigung erfuhren, auf. Sie wurden zum bedeutenden Stützen des aufstrebenden Kapitalismus, der bürgerlichen Kultur, sie fühlten sich wohl und frei, sie waren patriotisch, liebten ihre Heimat, die ihnen das alles ermöglichte, und merkten nicht, dass sie damit nur den Hass nährten, der sie zerfressen sollte.

Diese Welt war ambivalent, neben der bürgerlichen Kultur war es gleichzeitig auch die Heimat des arroganten, nationalistischen, intoleranten Geistes des österreichischen und des ungarischen Adels und der allverbreiteter und ständig zunehmender Antisemitismus umfasste alle gesellschaftliche Schichten des Reiches. Zugleich war es auch die Wiege des aufstrebenden Nationalismus seiner Völker, der Tschechen, Kroaten, Slowaken, Rumänen, die in der Monarchie, in diesem Anachronismus des Zwanzigsten Jahrhunderts, nur ihren Kerker sahen, die um ihre Selbstständigkeit kämpften und sie letzten Endes zum Einsturz brachten.

Nach dem verlorenen Krieg verflüchtigten sich die zarten, bescheidenen Ansätze von Toleranz aus dem Reich der Habsburger und es folgte die Zeit der großen Missgunst, der Revanche und der Rache. Auf dieser rasanten Fahrt in den Abgrund wurden Geist und Witz immer weniger gefragt, im Gegenteil, sie wurden verdächtig, zeugten von Fremdheit, Andersartigkeit, Dekadenz. Als ich zur Welt kam, war der Erste Weltkrieg schon seit zehn Jahren zu Ende, es war aber nicht der Abschluss, sondern erst der Anfang einer langen, fatalen Entwicklung, von der nur sehr wenige empfindsame Geister ahnten, wohin sie führen würde.

Wie damals üblich bin ich zu Hause in unserer Wohnung zur Welt gekommen, Großer Marktplatz, Ecke Kossuth Lajos Straße, mit der Hilfe der Hebamme und begleitet vom nervösen auf und nieder meines Vaters draußen in der Diele. Ob er mit mir glücklich war? In dieser unsicheren Zeit, einen Sohn in die Welt zu setzen, kurz nachdem das Geschäft der Brüder Grünberger und Várnai, in der er stiller Teilhaber war, Bankrott gegangen ist? Das habe ich bis zum Schluss nicht erfahren, aber mir folgten keine Geschwister nach, dazu wäre für ihn das Risiko doch zu groß geworden.

Es war kein Zufall, dass ich das Licht ausgerechnet in Großwardein – *Nagyvárad* sein wohlklingender ungarischer Name – erblickte, in dieser eigenartigen, überaus lebendigen und sehr stark jüdisch geprägten Stadt, Anziehungspunkt der Großen Ungarischen Tiefebene, in deren Dörfern meine Vorfahren, allesamt kleine jüdische Kaufleute vom Lande, hin und her wanderten, damit meine Eltern, um mich zu zeugen, endlich hier, in dieser Stadt aufeinandertreffen konnten.

Die Milch meiner Mutter reichte anscheinend nicht aus, ich weinte viele Nächte durch. Um mich zu beruhigen, nahm mich mein Vater behutsam in seine Arme, viel zu große Arme für so ein kleines Kind, und unmusikalisch, wie er war, sang er mir die einzigen Lieder, die er kannte – ungarische Soldatenlieder. *Sárga a csikó...* Wahrscheinlich nahm ich sie, trotz meines frühen Alters unbewusst wahr, denn sie klingen noch immer nach in mir.

Lange habe ich da nicht gelebt. Ich war noch kein Jahr alt, als mein Vater eine gut dotierte Stelle in Temeswar übernahm, als stellvertretender Filialleiter der Textilbetriebe Buhusi. So sind wir nach Temeswar gezogen, wo ich meine Kindheit verbrachte, wo ich eigentlich zu Hause war. Da wuchs ich auf, wie alle andere Kinder um mich herum, ich war eines von ihnen. Meine Kindheit war durch diese besondere Dualität geprägt: zu Hause in Temeswar, bei der Familie in Großwardein.

## II

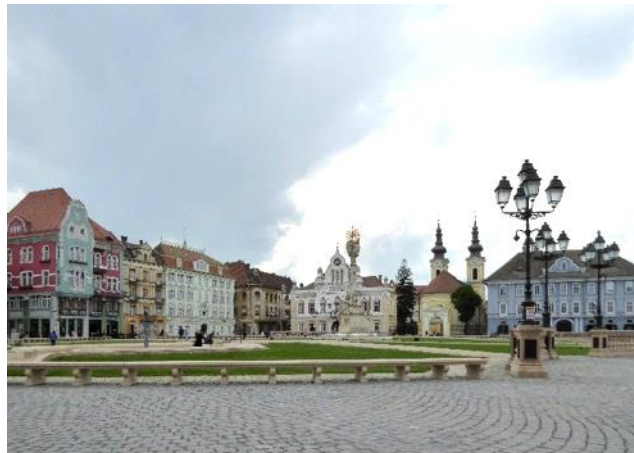
Wie ich schon sagte, als ich ein Jahr alt war, fing meine Karriere in Temeswar an. Vater war ein angesehener Mann, Mutter eine schöne Frau, sie haben ihren Weg in der dortigen Gesellschaft schnell gefunden. Wir wohnten zu Miete in einem neuen, bequemen Zweifamilienhaus in einer guten Wohngegend in der Elisabethenstadt, unten der Hausherr, oben wir. Wir wohnten immer zu Miete, unabhängig davon, ob Vater sich ein eigenes Haus hätte leisten können oder nicht. Das war bei uns so – sich nie festbinden lassen, wenn man Geld hat, im Ausland investieren, wer weiß, was die Zukunft mit sich bringt? Wer weiß, wann müssten wir die Koffer packen und weiter ziehen? Vater war sehr vorsichtig, Mutter hat sich für materielle Dinge nie richtig interessiert.

In diesem Haus wohnten wir bis zu meinem achten Lebensjahr, dann hat uns der Hausherr gekündigt. Den Grund dafür kenne ich nicht, aber ich bezweifle, dass er es aus Rache tat, weil ich sein Auto, damit es sauber aussieht und schön glänzt, mit Sand gewaschen habe. Das hat doch Vater längst bezahlt.

Temeswar war eine schöne, moderne, wohlhabende Stadt. Obwohl schon im 13. Jahrhundert königliche Residenzstadt unter Karl Robert, ungarische und danach Jahrhunderte lang türkische Festung. Die eigentliche Geburtsstunde der Stadt war im Jahre 1716, als Prinz Eugen von Savoyen und Graf Mercy sie von den Türken eroberten. Oder befreiten. Je nach Lesart. Dafür erhielten sie je eine Straße, die ihren Namen trug; wenigstens war es damals so, als ich noch dort lebte.



Plan der Festung Temeswar, 1740



Der Domplatz, der Sitz des serbischen orthodoxen Erzbischofs

Temeswar war eine Garnisonstadt, gebaut von Militäringenieuren nach strengem Rastermuster innerhalb der Festungsmauer, im neoklassischen Stil des achtzehnten Jahrhunderts. In der Mitte war ein großer, rechteckiger Platz, in der Form und Größe einem Fußballplatz ähnlich - der Domplatz. Er diente ursprünglich auch militärischen Zwecken, als Versammlungs- und Paradeplatz. An deren östlicher Seite stand der schöne barocke Dom, der Namensgeber des Platzes, ein Werk von Fischer von Erlach. Demgegenüber stand der Sitz des

serbischen orthodoxen Erzbischofs, ein wilddekorierter Bau, als selbstbewusster Zeuge der frühen Präsenz slawischer Völker des nahen Balkans.

Ursprünglich war es überwiegend vom österreichischen Militär und Verwaltung bevölkert, es war und blieb eine österreichische Stadt, auch später, als sie eine von Ungarn, Rumänen, Juden und Serben bewohnte Vielvölkerstadt wurde.

Die Festung Temeswar war von einem Glacis umgeben, ein großes freies Feld so weit die Kanonen trugen. Dahinter entstanden ländliche Niederlassungen, vier an der Zahl, die im 19. Jahrhundert, als man die Mauer schleifte, sich zu Stadtbezirken entwickelten. Von den vier Stadtbezirken hießen zwei nach gutem alten k. u. k. Manier Elisabethen- und Josephstadt, die anderen beiden Fabrikstadt und Mehala. Diese Bezirke hatten alle ihre eigene Prägung, ihr eigenes unverwechselbares Gesicht. Mit der Innenstadt waren sie über das ehemalige Glacis, das größtenteils in großzügigen Parkanlagen umgewandelt wurde, durch breit angelegte Boulevards verbunden.

Es war eine schöne Stadt, eine großzügige Stadt, eine österreichisch anmutende Stadt. Im Sommer war es eine grüne Stadt, nicht nur wegen ihrer zahlreichen Parkanlagen. In den meisten Straßen waren entlang der Fußwege, an der Grenze zu den Fahrbahnen Baumreihen und Blumenbeeten gepflanzt. In meiner Erinnerung waren diese Bäume überwiegend Linden, dessen schwerer Geruch, in warmen Sommernächten, Liebesgefühle in unseren verträumten pubertierenden Herzen weckten.

Die Bega, obwohl ein künstlich angelegter Kanal, umarmte die Innenstadt in einem schönen, weichen, großzügigen Bogen, beidseitig von Grünflächen flankiert, große Bäume an beiden Ufern kreuzten ihre Äste über dem Wasser mit der Anmut eines kunstvoll angelegten englischen Gartens.

Nach der Schleifung der Stadtmauer dehnte sich die Innenstadt nach Süden aus und in der Periode des großen wirtschaftlichen Aufschwungs um die Jahrhundertwende, entstand ein neues Zentrum, flankiert von imposanten, sezessionistischen Wohnpalästen, versehen mit allen Attributen des Imponiergehabes des neu erreichten Wohlstandes der Epoche. Die Erbauer dieser Paläste waren, sehr oft, Juden. Die elegante Hauptstraße, den Ringstraßen in Wien oder Budapest nachempfunden, hieß Lloydzeil, auf Ungarisch *Lloydsor* (als *Lojtschor* ausgesprochen), nach dem Palast der Versicherung Lloyd, ein imposantes Gebäude, das gegenüber dem Theater stand. Das war das Herz, der Mittelpunkt der Stadt, der Korso, wo die Jugend, nach Geschlecht und Nationalität getrennt, Sonntag vormittags immer nur auf einer - der westlichen - Seite, wohin die Vormittagssonne schien, auf einer Länge von einigen Hundert Metern, auf und runter spazierte, um zu sehen und gesehen zu werden.



Links, Lloydsor; hinten, die Oper; in der Mitte, die "Lupa" Säule

Temeswar erhielt seinen Namen vom Temesch – ein Fluss, und Vár (War ausgesprochen), was auf Ungarisch Burg heißt. Später, als die Banater Schwaben sich zur südostdeutschen Volksgruppe emanzipierten, erfanden sie den eingedeutschten Namen Temeschburg. Durch die Stadt floss aber die Bega, ein im achtzehnten Jahrhundert angelegter Kanal; der Temesch floss lediglich in der Nähe. Diese Zweideutigkeit war der Stadt nicht fremd, oft waren hier die Dinge anders, als sie hießen. Das ist nicht verwunderlich nach so vielen System- und Herrschaftsänderungen, wenn man noch immer dabei ist, sich die passende Vergangenheit zurechtzubiegen.

Temeswar wurde rumänisch unter dem Namen Timișoara, trug aber keinen Nachteil davon. Das Banat, ein wohlhabendes Stück Erde, dessen Mittelpunkt es war, wechselte fast in Gänze zu Rumänien, dadurch behielt die Stadt sein Hinterland und damit ihre wirtschaftliche Basis. Die Kontakte über die Karpaten blieben oberflächlich. Man las keine Zeitungen aus Bukarest, man kannte die Hauptstadt kaum, und wenn man in die Großstadt wollte, um Geschäfte zu machen, einzukaufen, ins Theater zu gehen, oder sich schlicht nur zu amüsieren, fuhr man nach wie vor nach Budapest oder Wien.

Rumänien kam aus dem Ersten Weltkrieg als Siegermacht hervor, das bedeutete Aufschwung und wirtschaftliche Prosperität. Davon profitierte Temeswar. Es blühte in der Zwischenkriegszeit wieder auf, die Folge war eine intensive Bautätigkeit. Infolge des großen Krieges blieb die Hauptstraße, wie übrigens die ganze Stadt, unvollendet und der wirtschaftliche Aufschwung der Zwischenkriegszeit, mit den damals errichteten modernen gutbürgerlichen Wohnvierteln, reichte nicht aus, die vielen Baulücken zu füllen und die Hauptstraße zu vollenden. Das geschah leider viel später, in den Jahren des Sozialismus, mit Billigbauten des sozialistischen Massenwohnungsbaus, die der Innenstadt ihr Stempel aufdrückten. Temeswar war eine unvollendete Stadt, die Stadt der unbebauten Grundstücke, Idealplatz für Fußball spielende Kinder.

Die Schleifung der Stadtmauer wurde nicht vollständig beendet, es blieben noch einige Reste der ehemaligen Bastionen stehen. Einer dieser Reste stand gegenüber dem Haus, in dem wir in den Anfangsjahren des Krieges wohnten, und diente einer Gruppe Straßenjungen zum Tummelplatz. Sie sammelten sich auf den grasbewachsenen Mauern, riefen mir judenfeindliche

Schimpfworte zu und bewarfen mich mit großen Steinbrocken. Ich stand auf dem Balkon und beantwortete wacker diesen Angriff mit Schüssen aus meinem Luftgewehr. Zum Glück war der Abstand zwischen der Festungsrue und unserem Haus viel zu groß, sowohl für ihre Steine wie auch für meine furchterregende Flinte.

Die neue rumänische Staatsmacht etablierte sich nach und nach und fing an das Gesicht der Stadt mitzuprägen. Es entstand eine Technische Hochschule im historisierendem rumänischen Nationalstil von demselben Architekten, der die Hauptfassade und teilweise das Interieur des Theaters im Sinne der rumänischen Nationalarchitektur verbaute, und der übrigens später einer meiner Professoren in Bukarest wurde. Mitten auf der Lloydzeile wurde eine klassische Säule aufgestellt, oben drauf die „Lupa“, die Wölfin, Romulus und Remus stillend, Geschenk des italienischen Staates, als Symbol der gemeinsamen Latinität. Zur Krönung dieser architektonischen Aktivität entstand am Ende der Lloydzeile, als Pendant zum Theater, die große rumänisch-orthodoxe Kathedrale, als höchstes Gebäude der Stadt, ein Bau, in dem die Elemente der ursprünglich kleinen rumänisch-byzantinischen Kirchen ins Unermessliche vergrößert und in eine bunte Bauklotzarchitektur von zweifelhaftem Geschmack verwandelt wurden. Aber mit der Zeit gewöhnte man sich daran, so wie der Mensch sich an alles gewöhnt was seinen Interessen nicht unmittelbar widerspricht, und sie fügte sich irgendwie doch in seine, zu Zeiten der Jahrhundertwende errichtete, eklektizistische Umgebung. Oder auch nicht. Die Bürger dieser Stadt wollten und konnten das nicht beurteilen.

Temeswar war kein kultureller Brennpunkt, es war eine wohlhabende, wirtschaftlich sehr erfolgreiche, prosperierende Stadt. Es besaß eine gesunde, hauptsächlich auf die örtlichen landwirtschaftlichen Produkte aufgebaute mittelständische Industrie, für Textilien, Leder und Lebensmittel und eine sehr lebhafte Handelskette. Es war weder witzig, noch spritzig, und keineswegs leichtsinnig, sondern eher nüchtern. Alles in allem war Temeswar eine moderne Stadt, womöglich die modernste im damaligen Rumänien.

In gewisser Hinsicht verlief die Entwicklung ähnlich wie in Großwardein, wie eigentlich in ganz Ungarn nach 1867. Wenn aber in Großwardein das Bürgertum hauptsächlich jüdisch war, war es hier deutsch und jüdisch. In Temeswar, mit seinen mehr als hunderttausend Einwohnern, lebte zur Zeit meiner Kindheit eine große jüdische Gemeinde, um die zwölftausend Seelen. Sie waren zwar auch ungarischsprachig, aber nicht so patriotisch, dem Ungarntum, der ungarischen Kultur nicht so eindeutig verpflichtet wie die in Großwardein. Die Stadt war vielsprachig, die Mehrzahl der Einwohner sprach drei Sprachen und die meisten sprachen alle drei fehlerhaft. Kein Wunder, dass Mutter mir mit allen Mitteln ein korrektes Ungarisch beibringen wollte. Wie ich es noch immer hoffe, mit Erfolg. Außerdem sprach ich auch deutsch, es war ja keine Fremdsprache bei uns, es war Großmutterns erste Sprache, bevor sie zu ihrer ungarischen Diktion kam. Ich besuchte einen deutschen Kindergarten und hatte, wie die meisten Kinder meines Alters, ein deutsches Kindermädchen, das von mir mit der Zeit ein recht passables Ungarisch erlernte. Rumänisch konnte ich noch nicht, wer sprach damals in der Familie rumänisch?

Die verschiedenen Nationalitäten spielten unterschiedliche Rollen im Sozialgefüge der Stadt, die Rumänen bildeten vor allem das Beamtentum, aus ihren Reihen stammten die Diener des Staates. Bevor die große Hetze begann, lebten diese Nationalitäten friedlich nebeneinander, man



wusste voneinander, man tolerierte sich gegenseitig, man hat sich aneinander gewöhnt. Die Sprache des Staates, in dem ich lebte, habe ich erst in der Schule gelernt.

Vater sprach ungarisch, mit einem kaum merkbaren Nachklang der würzigen Sprache aus Bihar. Trotzdem pfefferten wir unsere Sprache mit vielen jiddischen Ausdrücken. Statt verrückt sagten wir *meschugge*, statt Wohltat *Mizve*, statt Schäppchen *Mezieh*, statt Gauner *Ganef*, statt Glück *Masel*, statt Bösewicht *Rosche* und verwendeten oft den vieldeutigen Ausdruck *Nebbich*, der von „es tut mir leid“, bis „unglückseliger Mensch“ so ziemlich alles bedeutete.

### III



Die Familie Varnai, Temeswar, 1937

Weiß ich noch etwas über die Zeit vor dem Kindergarten? Wohl kaum. Vom Kindergarten auch nur so viel, dass er ganz in der Nähe war, praktisch am Ende unserer Straße und, dass wir zu unseren Spielen deutsche Kinderlieder sangen, wie *Mariechen saß auf einem Stein, einem Stein*. Irgendwann wechselte ich den Kindergarten, so wie andere Leute ihre Arbeitsstelle oder Studienplätze wechseln, und der Neue lag weit entfernt in der Innenstadt, ein langer Fußmarsch für einen Fünfjährigen. Ich ging trotzdem alleine hin, das gehörte zu den eigenartigen Vorstellungen meiner Mutter darüber, wie man Kinder zu Selbstständigkeit erzieht. Dass sie mir insgeheim auf den Schritt folgte, wusste ich damals nicht. Dort lernte ich meinen Freund Pali Gersch kennen, dem ich zuletzt vor nicht langer Zeit bei unserem sechzigjährigen Klassentreffen in Tel Aviv begegnete. Auf dem ganzen Weg hielt ich in meiner verschwitzten Hand eine zwei Lei



Münze fest, um damit beim Bäcker Jancsó ein frisches, warmes Langosch zu kaufen. Bei ihm lernte ich diese Krönung der ungarischen Backkunst kennen und schätzen.



Ich war ein schüchternes, ängstliches Kind und Mutter wollte mich immer zu mehr Mut und Selbstständigkeit erziehen. Einerseits. Andererseits war sie eine noch unerfahrene, lebenslustige, ungeduldige und zum Jähzorn und Herrschsucht neigende junge Frau, welche die Ohrfeige als einen selbstverständlichen Grundpfeiler der Kindererziehung kannte und praktizierte. Ob sie damit die geeignete Methode wählte? Auf jeden Fall war sie in diesen Zeiten ziemlich weit verbreitet. Ich kann mich noch ganz genau an unseren runden Esstisch erinnern, um den ich floh und sie mich jagte, als ob wir „Fangen“ spielten, um mich, wegen einer meiner vielen "schlimmen" Taten zu bestrafen. Meistens erwischte sie mich, das tat dann weh.

Es gab aber noch ein Andererseits. Meine Mutter liebte mich über alles und genau so liebte ich sie. Und in den ruhigen Zeiten zwischen den Gewittern waren wir ein gutes Team. Wir waren oft zusammen, so oft, wie es unter den damaligen Verhältnissen üblich war. Die Hauptlast der Kindererziehung, wozu meine Mutter keine Lust empfand, wie das tägliche stundenlange Spazierengehen, das Abendessen vorzubereiten, wenn die Eltern auswärts aßen, das allmorgendliche an- und allabendliche Ausziehen, wie auch die deutschsprachige Konversation oblag den Kindermädchen. Das waren bei mir abwechselnd die Käthe und die Irma, die jeweils kündigten, wenn sie meine Mutter nicht mehr ertragen konnten. Dann kamen sie irgendwann wieder, sie fühlten sich doch wohl bei uns. Ich hatte ein Zimmer für mich, aber es kam manchmal vor, dass Irma bei mir schlief, wenn ich meine Furcht vor der Dunkelheit alleine nicht überwinden konnte. Ich mochte die Nächte nicht, sie waren unheimlich, meine Fantasie bevölkerte sie mit merkwürdigen Wesen. Die Tür sollte ein Spaltbreit offen stehen, das durchsickernde Licht beruhigte mich. Am ehesten konnte ich einschlafen, wenn ich Stimmengemurmel hörte, ich brauchte es für mein Sicherheitsgefühl.

Obwohl ich ein sehr enges Verhältnis zu meinen Kindermädchen hatte, sind sie mir irgendwie immer ein bisschen fremd geblieben. Einmal, aus irgendeinem Anlass, haben meine Eltern eine große Party veranstaltet und ich stand im Wege. So hat man mich ausgelagert, ich sollte bei Käthe schlafen. Käthe war mein Kindermädchen, wir waren Tag und Nacht zusammen, wir kannten uns sehr gut. Als ich bei ihr zu Hause angekommen war, wo sie mit ihrem „Verlobten“ und späterem Mann wohnte, habe ich mich verloren gefühlt – meine Mutter war nicht in meiner Nähe. Ich bekam einen hysterischen Anfall, brüllte und brüllte, es war nicht möglich mich zu beruhigen. Party hin

oder her, meine Mutter musste kommen und mich in den Schlaf küssen. Diese Angst hatte ich nie, wenn ich alleine bei Großmutter oder anderen Familienmitgliedern übernachtete.

Trotz Kindermädchen war ich viel mit Mutter zusammen. Ich begleitete sie auf den Markt zum Einkaufen, wir gingen zusammen ins Kino, aber hauptsächlich verbrachten wir viel Zeit zusammen in der Konditorei. Temeswars österreichische Vergangenheit manifestierte sich nicht nur in der Architektur, sondern auch in der herrlichen Wiener Patisserie. Es gab mehrere gute Konditoreien in der Stadt, aber die beste, die allerbeste war Potichen, nicht weit von uns. Wir aßen da oft und viel. Wir zahlten nie, alles ging auf Rechnung, und Vater beglich sie einmal im Monat. Meine Vorliebe für Süßigkeiten habe ich von meiner Mutter geerbt, die nicht nur essen, sondern auch hervorragend backen konnte.

Mutter sang. Sie sang jeden Tag, bei jeder Gelegenheit, sie hatte eine schöne Stimme und ein gutes Gehör. Ihr Repertoire umfasste vornehmlich die leichte Muse, in diesem Bereich war sie aber sehr umfangreich – Schlager, Chansons, Operette, Swing, Tanzlieder, und das in vielen Sprachen – ungarisch, deutsch, französisch, englisch, rumänisch. In der Zeit vor der Erfindung der elektronischen Wiedergabegeräte für Musik, als es nur das Radio gab, mit dem einzigen für uns infrage kommendem Sender – Radio Budapest - und das handaufgezogene Grammophon mit Schellackplatten, war das eine echte alternative Unterhaltung. Damit legte sie eine solide Grundlage meiner Erziehung im Bereich der leichten Musik. Sie rezitierte Gedichte, schöne Gedichte, Perle der klassischen ungarischen Literatur. Ich hörte gespannt zu, und ohne es zu merken, lernte ich sie auswendig. So kam ich zu meiner Liebe der Poesie schon in der frühesten Kindheit.

Unser Familienleben drehte sich, so wie ich das mitbekam, hauptsächlich um den Mittagstisch. Ich war ein schlechter Esser, hasste all die Gerichte, die aus gesundheitlichen Gründen auf dem Speiseplan standen, wie Spinat, Sauerampfer, Kürbis und Konsorten, und weigerte mich sie zu essen. Unsere Konflikte, die daraus entstanden, waren heftig, handgreiflich und laut. Vater nahm sie mit stoischer Ruhe wahr, es interessierte ihn nicht besonders, ob ich Spinat aß oder Mehlspeise. Er verbrachte den ganzen Tag im Geschäft, kam mittags für zwei Stunden nach Hause, er wollte in aller Ruhe essen und ein Nickerchen machen. Er kam meistens mit dem Taxi, das er die vollen zwei Stunden vor dem Haus warten ließ. Meine Mutter machte ihm deswegen jedes Mal eine wilde Szene – „wieso entlässt du ihn nicht und bestellst dir später einen anderen, die Uhr läuft die ganze Zeit mit, du zahlst umsonst!“ Das ließ ihn kalt, er war ein Herr, ein Gentleman, mit nicht allzu vielen Ansprüchen, diese aber wollte er erfüllt haben. Dazu gehörte auch, dass ihm ein Taxi jederzeit zur Verfügung stand. Er ließ sich vom Friseur rasieren, jeden Morgen auf dem Weg zum Geschäft ging er bei ihm vorbei. Sonntags aber setzte er sich in die Badewanne, zelebrierte ein ganzes Ritual, dort wurde ihm auch sein Frühstück serviert. Meine Aufgabe war ihm die Sonntagszeitung mit dem Leitartikel von Béla Zsolt, frisch eingetroffen aus Budapest, vom Zeitungsstand an der Ecke zu holen, und der Friseur kam, um ihn in der Wanne zu rasieren. Das war sein Sonntagvormittags Programm und dauerte im Schnitt zwei bis drei Stunden.

Wenn aber beim Essen etwas Leckeres gab, und ich keinen Widerstand zu leisten brauchte, verlief das Mittagessen harmonisch mit den üblichen Tischgesprächen. Mutter beschwerte sich

oft über die Dummheit der Dienstmädchen, Vater beruhigte sie und sagte: Was willst du, wäre sie intelligent, wäre sie bestimmt kein Dienstmädchen bei dir.

Mir scheint, diese Tischgespräche spielten eine wesentliche Rolle in meiner Emanzipation zum vollwertigen Familienmitglied. Es wurde über Menschen gesprochen, Freunde, Bekannte, Geschäftspartner meines Vaters, meistens in ziemlich kritischem Ton, und da nahm ich unbewusst war, wie meine Mutter, mit ihrer Andersartigkeit, mit allen ihren Eskapaden, Nörgeleien und häuslichen Szenen, loyal zu meinem Vater stand, wie sie eine moralische Einheit bildeten, wie sie ohne Vorbehalt sich gegenseitig vertrauten. Sie betrachteten die Familie des anderen als ihre eigene, obwohl die zwei Familien sich kaum kannten.

Vater war ein großer, trotz Glatze gut aussehender Mann, elegant, respektabel, großzügig. Sprach nicht allzu viel, über sich so gut wie nie. Sein Humor war fein, leise, scharfsinnig, und ob man ihn verstand oder nicht, wiederholen hat er sich nie. Diejenige, die seinen Humor am besten verstand und genoss, war seine Frau. Später, viel später, gesellte sich auch sein Sohn dazu. Mutter sagte immer: "Wenn Joska in einer Gesellschaft anfängt eine Geschichte zu erzählen, überkommt mich eine große innere Ruhe, ich weiß sie wird kurz und geistreich sein und mit einer frappanten Pointe enden."

Er war ein guter Geschäftsmann, anständig und so ehrlich wie möglich, den das Geld nur so lange interessierte, bis er es verdiente. Danach war es für ihn nur wichtig zu wissen, dass er es besaß, hatte keine besonderen materiellen Ansprüche. Er war ein Familienmensch, sein Leben hatte drei Inhalte: Familie, Geschäft, Kartenspiel. Und selbstverständlich der „Kowed“, das Ansehen. Es war ihm wichtig ein angesehenes Mann zu sein. Obwohl in jeder Gesellschaft zu Hause, nie fehl am Platze, Liebling der Damen, konnte er nicht tanzen, er war völlig unmusikalisch. Er war ein Kind vom Lande, und das bestimmte die andere Seite seiner Persönlichkeit. Sein rustikaler Geschmack, seine deftigen Lieblingsgerichte, sein Desinteresse für Kunst, Reisen und die Schönheiten der Natur zeugten davon. Er stammte aus einer religiösen Familie, er war religiös erzogen, er praktizierte zwar die Religion, aber eher formal und oberflächlich, über die Existenz Gottes hat er sich nie ernsthafte Gedanken gemacht.

Vater war ein typischer Vertreter seiner Zeit und seines Standes. Seine Aufgabe war Geld zu verdienen, für das Wohlergehen der Familie zu sorgen. Er spürte sich tief eingebettet in seine gesellschaftliche Position und konnte sich nicht vorstellen, daraus eines Tages herauszufallen. Als es dazu kam, hat er es nicht verkraftet. Als er die Wolken auf seinem Himmel heraufziehen sah, wollte er sie nicht wahrnehmen und richtig deuten konnte er sie auch nicht.

Das gesellschaftliche Leben, der Haushalt, das Kind waren die Aufgaben seiner Frau. Er hat mich geliebt, sehr sogar, beschäftigt hat er sich mit mir kaum. In seiner Welt hatten Männer andere Aufgaben als sich um die Kinder zu kümmern. Ein Kind sollte man lieben, ihm Wissen und moralische Werte weitervermitteln, für seinen Unterhalt und Vorwärtskommen zu sorgen. Das alles tat er einwandfrei.

Manchmal kam er ins Kinderzimmer, mir gute Nacht zu sagen, oder manchmal mit mir spielen. Es waren derbe Spiele vom Lande, er zwickte mich dabei, zog an meinen Ohren, presste mir die Finger zusammen. Egal wie Weh es tat, ich habe diese Spiele immer genossen. Mein liebstes

Spiel waren die Hände meines Vaters. Es waren große, schöne, männliche, Sicherheit und Geborgenheit ausstrahlende Hände. Mutters Hände waren gepflegt, schön, elegant und nervös, mit feinen, schmalen, langen Fingern.

Am Anfang führten wir einen koscheren Haushalt, mit allen dazugehörenden komplizierten und schwerfälligen Vorschriften, bis eines Tages Mutter rebellierte und Schluss machte mit dem ganzen Hokuspokus. Mit der Zeit blieb allmählich leider der schöne Brauch des Kerzenanzündens am Freitagabend auch aus und mit ihm verschwand auch die Mesusa von unserem Türpfosten. Unser Esstisch wurde „normal“, es gab keine scharfe Trennung mehr zwischen Milchigem und Fleischigem.

Mutter war moderner, selbstständiger, flexibler als mein Vater, hatte ein ungezügelt Temperament, war Meisterin der häuslichen Szenen, sehr spontan und direkt. Sie konnte mit ihrer Direktheit sehr verletzend sein. Sie war eine Spalterin und eine Nörglerin, war oft ungeduldig und vertrug keinen Widerspruch. Ein Teil ihrer Bekannten, hauptsächlich die Männer, liebten sie wegen ihres Aussehens, ihrer Klugheit, Intelligenz, Humor, Großzügigkeit, Originalität. Sie kannte ihre Vorteile zu gut, sie flirtete gern. Wenn man sie richtig nahm, war sie die Frau, mit der man Pferde stehlen konnte. Die anderen, meistens Frauen, die sich von ihr verletzt fühlten und eifersüchtig waren, hassten sie. Für sie waren die Frauen minderwertig und kleinlich, fühlte sich mit ihnen unwohl und sagte oft, dass sie intelligente und geistreiche Gespräche, nur in männlicher Gesellschaft fand.

Sie war unzufrieden, dass ihr Mann bei ihren Unerzogenheiten nicht mitmachen wollte, nörgelte an ihm herum, war ständig eifersüchtig. Manchmal, als sie den Abend auswärts verbrachten, kamen sie nachts in Streit nach Hause, ich wachte auf und verbarg meinen Kopf im Kissen, um zu Ruhe zu kommen. Und trotzdem hat sie ihren Mann verehrt, erzählte mir viel von ihm und ich wusste mehr über meinen Vater aus Mutters Erzählungen, als von ihm selbst. Sie zeigte mir voller Stolz sein Abiturzeugnis des Handelsgymnasiums in Budapest aus dem Jahre 1914. In allen Fächern durchgehend eine Eins. Er hat über solche Sachen nie gesprochen, seine Stärke war sein Understatement.

Mit einem Wort waren wir eine normale, durchschnittliche ungarisch-jüdische bürgerliche Familie in der Zwischenkriegszeit, die es, dank der Launen des Schicksals und der Großmächte, nach Rumänien verschlug.

## IV



Im Jahre 1939



1941



Ruderklub "Elöre", 1935. Bodnár Gyuri,  
Székely Gyuri, Andris

Damals gab es kein Fernsehen, man reiste kaum in die Ferne, es gab keine Discos, es dröhnte einem nirgendwo laute Musik in die Ohren, man war nicht pausenlos den vielen Reizen der Außenwelt ausgesetzt. Es gab aber andere Dinge, Aktivitäten, die inzwischen nicht mehr existieren, oder soweit ins Unpersönliche mutierten, dass sie mit unseren heutigen Augen kaum noch erkennbar sind. Sie spielten sich eher im Privaten, in unserem häuslichen Alltag ab. Es kamen Handwerker oder Händler vorbei, ihre Angebote lautstark preisend. Der Gläser, der zerbrochene Fenster reparierte, mit den am Rücken befestigten Glasscheiben, rief lautstark „Fenstermaché“, der Altkleiderhändler rief „Handlé“. Der Rastelbinder, der Scherenschleifer, der Joghurtverkäufer, der Eismann, und Gott weiß wer noch, waren fast täglich zu sehen und zu hören. Ja der Eismann! Es gab noch keinen elektrischen Kühlschrank, nur große klobige Holzschränke mit Blechverkleidung, in denen im Sommer die Eisblöcke täglich gewechselt werden mussten. Dafür sorgte der Eismann, der mit seinem Pferdewagen von Haus zu Haus zog und jeweils ein Eisblock auf die Schwelle legte. Wir heizten mit Holzöfen, das Holz wurde einmal im Jahr in großen Klötzen geliefert, danach kamen die Holzschneider mit ihren Motorsägen, um das alles in mundgerechte Bissen für unsere Kachelöfen klein zu schneiden. Oft saß jemand mit einem Teller Suppe in der Küche, entweder als Belohnung für irgendeine Arbeit, die er im Haus errichtete, wie Holzhacken und es in den Keller tragen, oder weil er einfach nur hungrig war.

Damals, als der Supermarkt noch unbekannt war, ging man nicht so oft in den Laden einkaufen, einiges erledigten Frauen, die ins Haus kamen und uns mit Essbarem versorgten. Das verlief, wie so manches in Temeswar, schön nach Nationalitäten aufgeteilt. Zur schwäbischen Sektion gehörte die Milchfrau, sie erschien täglich mit frischer, am selben Morgen gemolkener Milch, die nächste mit Sahne, Sauerrahm und Topfen, die Dritte mit Kalbsfleisch, alles schön in Handkörben verpackt, mit schneeweißen Tüchern oder Weinblättern abgedeckt. Die Gänsefrau gehörte zur jüdischen Sektion. Sie verkaufte das Fleisch und die Leber der Gans *und so blieb das*

*Schmalz umsonst übrig* für den Wintervorrat, da Juden kein Schweineschmalz aßen. Speiseöl war in unseren Breitengraden unbekannt. Zu der jüdischen Sektion gehörte auch die Frau mit den Seidenstrümpfen – Schmuggelware aus der Tschechoslowakei. Aus dem Schmuggel über die tschechische Grenze lebten viele jüdischen Familien, mehr schlecht als recht im Nordwesten und Westen Rumäniens.

Die Geschäfte waren auch anders als heutzutage. Es gab keine Selbstbedienung, man wurde immer an irgendeiner Theke von einem mehr oder weniger freundlichen Verkäufer bedient, ob man zehn Deka Mehl, zwei Kilo Kartoffel, Bücher, Stoffe oder Nähgarn kaufen wollte. Das war überall so, in den kleinen und in den großen Läden, sogar in den größten bediente oft der Ladeninhaber persönlich. Es existierte keine Konfektion, wenn man Kleider brauchte, ging man zum Schneider oder zur Schneiderin, die nahmen Maß und nach zwei Proben war der Anzug oder das Kostüm fertig. Hemden wurden auch nach Maß genäht, nur Socken, Taschentücher und vor allem Schuhe gab es fertig zu kaufen. Das war wohl dem Einfluss des Herrn Bata und der tschechischen Schuhindustrie zu verdanken. Es war alles umständlicher, schwerfälliger aber direkter, persönlicher. Gehörte man aber nicht zu denjenigen, die sich einen Schneider leisten konnten, trug man Billigware und man nähte sich die Kleider selbst. Oder man trug das Geerbte, manchmal das Geschenke. Wir lebten in einer strengen Klassengesellschaft.

Die Heilkunde sah auch anders aus als heutzutage. Die Mehrzahl der Medikamente, die wir heute so in uns hineinstopfen wie Kinder die Schokolade, existierten damals noch nicht. Dagegen benutzte man altbewährte Hausmittel, an die alle meine Zeitgenossen sich noch lebhaft erinnern. Bei Magenverstimmung – und das hatten wir sehr häufig wegen der großen Mengen von unreifem Obst, die alle Kinder, gegen wohlwollende Ratschläge und strenge Verbote geheim aßen – verordnete man Kümmelsuppe; war damit die Verstimmung noch immer nicht auskuriert, folgte das Rizinusöl. Das einzig Gemeinsame zwischen den beiden war deren ekliger Geschmack. Die allgemein verbreitete Langzeittherapie, dem jedes Kind ausgesetzt war, um seine Gesundheit in Gleichgewicht zu halten, waren der allseits verhasste Lebertran gegen Rachitis und die Höhensonne – Quarzlampe genannt - die dem Kind zwar nicht, seinem Arzt umso mehr half. Man wusste nicht, mit welcher Geschicklichkeit damit die erste Stufe des späteren Hautkrebses gelegt wurde. Das Gerät erzeugte einen wundervollen Duft, es roch nach Bergen, Tannenwald und Gesundheit. Es war das vom Gerät entwickelte Ozon, damals Inbegriff der Gesundheit und des Wohlergehens. Heute würde man dazu sagen, ein typischer, unangenehmer, stechender Geruch dieses gefährlichen Gases. Für die äußere Behandlung, bei Brand-, Schnitt- und Stichwunden, Ausschlägen und Furunkeln benutzte man halbierte Tomaten und gebratene Zwiebel. Man sagte, sie halfen.

Im Haus spielten sich, je nach Jahreszeit, immer andere Aktivitäten ab. Da es kaum konservierte Lebensmittel gab, hat man alles zu Hause eingelegt. Im Juni die Sauerkirschen, dann die Aprikosen, Ende August die Tomaten und schließlich in September die Zwetschgen. Es waren umfangreiche Arbeiten, die Wohnung stand auf dem Kopf, aber es roch himmlisch. Am schönsten, meine ich, roch es beim Einlegen der Tomaten. Die Tomaten haben einen intensiven Duft, den ich zwar aus meiner Kindheit gut kannte, seitdem aber nicht mehr gerochen habe. Und wenn nichts mehr zu errichten gab, buk meine Mutter ihre köstliche Kuchen und Torten. Ich war für

Schaum schlagen, Eierrühren und Auslecken der Schüssel zuständig. Damit legte sie die Grundlage meiner späteren Liebe zur Kochkunst.

## V

Diese Welt war voll von weisen Sprüchen und gut gemeinten Ratschlägen. Die stammten nicht so sehr von meinen Eltern, eher vom Kindermädchen oder irgendwelchen Tanten. Man tut dies nicht, man tut das nicht. „Trink nicht so viel, es wächst dir ein Frosch im Bauch! Man trinkt kein Wasser nach Obst, das macht krank! Anständige Kinder rennen nicht auf der Straße!“

Wie bei den meisten Kindern meines Alters gehörten die Märchen zum festen Bestandteil meines Lebens, dafür sorgten die Kindermädchen und die Tanten. Abends kam manchmal Mutter zu meinem Bett, und erzählte Märchen von Andersen, vom „Standhaften Zinnsoldaten“, vom „Hässlichen Entlein“ oder von der „Prinzessin auf der Erbse“.

Von meinen Tanten und meiner Großmutter lernte ich ungarische Volksmärchen, schöne alte Geschichten, in deren Mittelpunkt stand der sagenumwobene König Matthias Corvinus, Ungarns Renaissancemönch, genannt „Matthias der Gerechte“. Ich glaube nicht, dass ich meinen Sohn nach ihm benannt hätte, obwohl er in meinem Sprachgebrauch den Beinamen „Matthias der Ungerechte“ trug. Großmutter erzählte mir vieles über die ungarische Geschichte – von den legendären sieben Fürsten aus der Zeit der Landnahme der ungarischen Stämme, bis zu den Helden der großen Revolution von 1848. Ich lernte viele Kinderlieder, schöne Lieder der ungarischen Folklore, und sang sie beim Spielen, wie alle anderen ungarischen Kinder auch. Ich dachte damals, ich gehörte zu ihnen. Dass einige Lieder, in dieser Gegend, wo sich die Völker mischten, rumänischer oder slowakischer Ursprungs waren, war für mich ohne Bedeutung. Gleichzeitig aber sorgten mein Großvater, mein Vater und der jüdische Religionsunterricht, den ich neben der Grundschule besuchte, dafür, dass ich mich in der jüdischen Geschichte, mit ihren biblischen Erzählungen genauso gut auskannte. Die großen Propheten standen am Fußende meines Bettes, vor allem Jeremias mit gehobenem Zeigefinger und ermahnte mich Gott zu ehren und mein Gewissen rein zu halten. Ich fand diese scheinbar widersprüchliche Dualität ganz selbstverständlich – auf sie fußten die zwei sich ergänzenden Hälften meiner Persönlichkeit – ich war ein ungarischer Jude. Dieses Gemisch aus Märchen und Wahrheit war damals mein Himmelreich, aus dem man mich einige Jahre später rücksichtslos hinausjagte.

Wir waren moderne Leute, besaßen ein Radio und sogar ein Telefon, selbstverständlich noch vom Fräulein in der Zentrale vermittelt. Das war so: Man nahm den Hörer in die Hand und nach gewisser Wartezeit fragte eine weibliche Stimme, was man wollte. Man gab die Rufnummer des gewünschten Gesprächspartners an und wurde vermittelt. Irgendwann führte man das automatische Telefon mit der Wählscheibe ein, und das Fräulein vom Amt blieb nur noch für die Fernvermittlung zuständig. Das blieb allerdings viele Jahrzehnte lang so, und als wir Rumänien im Jahre 1970 verließen, hat sich daran noch nichts geändert. An unsere erste automatisch wählbare Nummer kann ich mich noch immer erinnern: 4746.



Das Straßenbild war auch anders als heute, es gab kaum Autoverkehr, alles war ruhiger. Man ging viel zu Fuß und fuhr mit dem Fahrrad. Mein Erstes bekam ich mit fünf und bis zu meinem Abitur blieb ich ein begeisterter Fahrradfahrer, abgesehen von den vier Jahren, in welchen mir das Anrecht auf den Besitz eines Fahrrades abgesprochen wurde. Aus wohlwollenden rassistischen Gründen.

Das Hauptverkehrsmittel war die Straßenbahn, die von mir heiß geliebte gelb-weiße Straßenbahn, mit braun-gelb lackierten Holzlattenbänken, offenen Türen, bitterkalt im Winter, wo der Fahrer acht Stunden am Tag im Stehen und ungeschützt von der Kälte, den Wagen fuhr. Ich reiste am liebsten im Anhänger, es war ein berauschendes Gefühl, gezogen zu werden. Selbstverständlich gab es Autos, man sah immer welche auf den Straßen; der Schwertransport, die Müllabfuhr, der von mir über alles gehasster Hundefänger, und sogar die Straßenreinigung benutzten aber Pferdefuhrwerke.

Unser Leben spielte sich unter normalen Umständen zu Hause ab. Im Sommer aber war alles anders. Im Sommer waren wir im Klub. Der Klub war ein Ruderklub und hieß „Elöre“ – Vorwärts. Die Bega war ein ruhiger und tiefer Kanal, ideal zum Rudern. Nicht sehr breit, gerade zwei Boote hatten Platz nebeneinander. Temeswar war die Stadt der Ruderer, es gab vier Klubs. Ein deutscher, ein rumänischer, ein ungarischer, ein jüdischer. Man kannte sich, aber nicht besonders gut, man pflegte keine engen Kontakte zueinander. Wir waren selbstverständlich der jüdische Klub, die Umgangssprache war ungarisch. Es gab einen Hausmeister, Herr Kappler, der gleichzeitig ein sehr begabter Bootsbauer war, der mit seiner Familie – Frau, Tochter und Sohn - im Klub wohnte. Er war Deutscher, Banater Schwabe. Außer ihm gab es noch einige ungarischen Ruderer. Sonst waren wir unter uns. Eigentlich waren wir immer unter uns. Die vielen Nationalitäten der Stadt lebten ruhig und friedfertig nebeneinander, aber nicht miteinander. Man wusste sehr wenig voneinander, man nahm sich gegenseitig zur Kenntnis, man störte sich nicht. Man hatte Bekannte auch unter den anderen Nationalitäten, manchmal kam es sogar zu Mischehen, trotzdem kam es zu Freundschaften ziemlich selten. Und man dachte, das wäre normal. Bis es eines Tages nicht mehr normal war. Das kam aber später, noch war alles ruhig.

Es gab zwei Arten von Mitgliedern – die Ruderer und die anderen. Die Ruderer waren junge, sportliche Männer. Die anderen waren alltägliche Bürger, Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwälte, Angestellte, dem Sport nicht besonders angetan, die hier mit ihren Frauen und Kindern ihre Sommerfrische verbrachten, sich amüsierten, Tennis oder Karten spielten, flirteten und gesellschaftliche Kontakte pflegten. Und vor allem, den Klub finanzierten. Die Frauen und Kinder verbrachten den ganzen Tag im Klub, die Männer kamen mittags aus dem Geschäft, blieben zum Mittagessen und zur anschließenden Kartenrunde. Die Dienstmädchen kochten zu Hause und erschienen fast alle zur gleichen Zeit mit ihren Speiseträgern. Jede Familie hatte ihren eigenen Tisch im großen schattigen Garten, man aß getrennt und man war trotzdem in Gesellschaft. Nach dem Essen sammelten die Mädchen das schmutzige Geschirr und brachten es nach Hause zum Spülen. Vater spielte noch einige Runden „alsós“ – auf Deutsch Kalabrias, so ähnlich wie Skat - danach ging er zurück ins Geschäft.

Die Ruderer haben ihre Aufgabe ehrenhaft erfüllt, „Elöre“ holte jedes Jahr die meisten Titel bei den rumänischen Nationalmeisterschaften, vor allem im Achter – in der Königsdisziplin.

Für uns Kinder war der Előre das Paradies auf Erden. Man konnte spielen, Sport treiben, schwimmen, Abenteuer suchen, alles was das Herz begehrt, den ganzen Sommer durch. Wir waren eine verschworene Gemeinschaft, allerdings mit ihren unumgänglichen eigenen Widersprüchen.

In dieser Gemeinschaft kam ich zum ersten Mal in Berührung mit den Problemen der Außenwelt, wie Sozialverhalten und soziale Konflikte. Wir befanden uns noch in der vorpubertären Phase, aber bei einigen unter uns nahm schon die aggressive Männlichkeit die Oberhand. Sie bezeichneten die Mädchen als minderwertig, wollten Krieg gegen sie führen. Ich fand das dumm und ungerecht, und da Mädchen keine satisfaktionsfähige, kriegsführende Partei sein konnten, habe ich eine Gegengruppe gebildet, die für, und im Namen der Mädchen, in den Krieg zog. Eigentlich kämpften wir gar nicht für die Mädchen, die wir ja insgeheim auch ziemlich blöd fanden, sondern gegen Dumpfheit und für Gerechtigkeit. Diesen Kampf gegen die Windmühlen, für die Gerechtigkeit, habe ich seit dem oft ausgefochten, und dabei meistens eine blutige Nase geholt. Das zeugte zwar nicht von allzu viel Intelligenz, ich habe es aber trotzdem immer wieder getan – ich konnte nicht anders.

Es gab in der ganzen Stadt kein öffentliches Schwimmbecken, wer schwimmen wollte tat das entweder im öffentlichen Schwimmbad am Oberlauf der Bega, außerhalb der Stadt, wo sie noch einigermaßen sauber war, oder war Mitglied im einzigen Schwimmklub ILSA, der einen eigenen Pool besaß. Im Stadtgebiet war die Bega dreckig, undurchsichtig, milchkaffeefarben. Das Wasser war tief, die Ufer steil und schlammig. In der Sommerzeit roch es immer nach faulem Obst, ab und zu schwamm mal ein Kadaver vorbei und dann wurde der Gestank unerträglich. Keiner nahm Anstoß daran, man verließ das Wasser für die Zeit, bis das Aas vorbei war. Danach kehrte man ins Wasser zurück.

In diesem Kanal habe ich schwimmen gelernt, so mit fünf-sechs Jahren. Eigentlich wollte ich nicht, ich hatte höllische Furcht vom Wasser. Mutter, die sehr sportlich war, Tennis spielte und gut schwamm, war schon im Wasser, ich stand am Ufer. Sie schrie mir zu: „Andris, komm herein, es ist höchste Zeit, dass du schwimmen lernst.“ Ich legte lautstarken Protest ein und sagte, dass ich mir das Leben auch ohne Schwimmen ganz gut vorstellen kann.

„Kommst du nicht herein, dann komm ich heraus und dann kommen die Ohrfeigen“.

Das war ein einleuchtendes Argument, ich hatte ja mehr Angst vor meiner Mutter als vor Wasser, ich ging rein. Seitdem kann ich schwimmen.

Wir sind jahrelang in diesem schmutzigen, verseuchten, krankheitserregenden Wasser geschwommen, wir fanden das in Ordnung, wir kannten nichts Besseres. In Allgemeinem ist ja auch keinem etwas ganz Schlimmes passiert. Bei meiner jährlich wiederkehrenden Furunkulose dachte keiner an irgendeinen möglichen Zusammenhang.

## VI

Es war im Sommer, ich war fünfeinhalb Jahre alt. Wie so oft war ich bei Großmutter alleine. Sie hatte eine gute Freundin, eine pensionierte Grundschullehrerin aus der guten alten österreich-

ungarischen Zeit. Um etwas Vernünftiges auf die Beine zu stellen und meine Mutter angenehm zu überraschen, hegten die zwei Damen einen tollen Plan aus: Sie wollten mir Lesen und Schreiben beibringen. Entweder war die Freundin eine begabte Lehrerin oder ich ein begabter Schüler, bis Ende des Sommers habe ich es geschafft, ich konnte lesen und schreiben. Allerdings nicht rumänisch, die Sprache des Landes und seiner Schulen, sondern ungarisch, nach einem alten Lehrbuch für Erstklässler aus der Zeit, in der meine Lehrerin noch aktiv tätig war. Und das lag schon lange zurück. Der Sommer war zu Ende, meine Mutter kam mich abzuholen. Wir warteten alle gespannt auf die große Überraschung. Die gab es auch, fiel aber ganz anders aus, als von Großmutter erwartet. Mutter war aufgeregt, sie war erbost. „Was habt ihr dem Kind angetan? Was mache ich jetzt mit ihm, er wird doch nicht ein ganzes Jahr zu Hause sitzen, wenn er schon lesen und schreiben kann! In die Schule nehmen sie ihn auch nicht, in Rumänien fängt die Schulpflicht erst mit sieben an.“ Es war tatsächlich so – die Schule nahm mich nicht, zu Hause langweilte ich mich, man gab mich in Privatunterricht. Es kam eine Vierergruppe zusammen, zwei Jungs, zwei Mädchen. Warum die anderen drei auch mit sechs die Schule anfangen mussten, weiß ich nicht. Da wir befreundete Kinder befreundeter Eltern waren, ist es nicht ausgeschlossen, dass es Mutter gelang ihre Freundinnen zu überreden, ihre Kinder auch mit sechs in den Unterricht zu schicken, um mir beim Lernen Gesellschaft zu leisten.

Damit fing ein neuer, bedeutender Abschnitt meines jungen Lebens an. In den folgenden siebzehn Jahren war ich, in unterschiedlichen Schulen, mit Lernen beschäftigt. Meistens.

Unsere Lehrerin war eine kleine, dunkelhaarige, hagere Person, „Doamna“ Bogdan, die Frau des Rektors der rumänischen Volksschule in der Elisabethstadt. Diese innerfamiliäre Beziehung war der Garant der Legalität unseres kleinen Kurses und der offiziellen Anerkennung unserer schulischen Leistungen. Es ging ziemlich flott voran, ich hatte es besonders leicht, dank meiner, aus Großmutter Gnade erworbener Vorbildung.

Die langen Spaziergänge in Begleitung von Kindermädchen liefen unverändert fort, meistens waren wir zu zweit, oder sogar zu dritt, die Kinder vorne, die Mädchen hinten. Wir führten unsere Gespräche und kümmerten uns nicht um sie, sie taten das Gleiche und kümmerten sich nicht um uns. Ich hatte einen guten Freund, mein „Bester“, ein dicker Junge, Gyuri Bodnár, Mitglied unserer Vierergruppe im Privatunterricht und alter Kumpel aus *Előre*, wo sein Vater irgendeine wichtige Funktion ausübte. Er und sein Kindermädchen waren unsere ständigen Begleiter. Die Spaziergänge waren nicht nur lang, sie waren auch langweilig, und um die Zeit zu verkürzen erzählte ich ihm abenteuerliche Geschichten, die er gierig verschlang. Die Geschichten verliefen in täglichen Fortsetzungen und kamen nie zu Ende. Sie verliefen so – mein Großvater, der ein reicher Mann in Komádi war (Gyuri hatte somit keine Chance meine Geschichte nachzuprüfen), besaß einen Urwald, eingerichtet nur für mich, mit der buntesten Mischung aus wilden Tieren, die zwar den echten täuschend ähnlich aussahen, aber doch nur mechanische Puppen waren, daher für mich absolut ungefährlich. In diesem Urwald, mit diesen wilden Tieren spielte ich die verwegenen Abenteuer nach, die große Ähnlichkeit mit den Tarzan-Geschichten aus unseren Lieblingsfilmen hatten. Ich erzählte und erzählte, Gyuri hing an meinen Lippen und wollte immer mehr und mehr hören. So entwickelte sich unser Rollenspiel, er war das Publikum, ich der Erzähler. Damit waren unsere Spaziergänge gerettet, wir merkten nicht, wie die Zeit verging.

Bei diesen Spaziergängen nahmen wir die Stadt so wahr, wie sie sich uns, kleinen Kindern darbot. Am wichtigsten waren die Schaufenster, vornehmlich die der Geschäfte mit Spielwaren, Büchern, Briefmarken und Süßigkeiten. Besonders schön war es im Dezember, zu Nikolaus und Weihnachtszeit. Zu Nikolaus war die Stadt ganz rot. Die Schaufenster waren mit rotem Zellophan bezogen, überall kleine Nikolaus-Männchen mit ihrem Sack auf dem Rücken und der Rute in der Hand, in der Begleitung des Kumpans Krampus - Knecht Ruprecht mit dem hiesigen Namen. Krampus war ein lustiges Teufelchen, schwarz mit rotem Kopf und lang ausgestreckter feuerroter Zunge. Nikolaus zählte in Gegensatz zu Weihnachten, in der Wahrnehmung unserer Familien anscheinend nicht zum Fundus der christlichen Religion, an seinen Gaben durften auch jüdische Kinder teilnehmen. Wir stellten unsere Stiefel abends ins Fenster, in der Hoffnung sie am Morgen mit Süßigkeiten vollgestopft zu wiederfinden, wenn wir selbstverständlich brav waren und die Belohnung verdienten. Wenn nicht, wartete statt Süßigkeiten die Rute. Aber solche Vorfälle kamen in meinem Bekanntenkreis nicht vor. Weihnachten waren ja auch schön, die Schaufenster waren ganz toll dekoriert, die vorherrschende Farbe war diesmal weiß. Die Bäckerei in unserer Nähe hat jedes Jahr was Besonderes produziert: eine hügelige Winterlandschaft, mit Tannen, Rehen, Bären, Jägern und ihren Jagdhunden. Der Schnee bestand aus Mehl. An diesem Schaufenster habe ich mir lange meine Nase platt gedrückt, und in meiner Fantasie betrat ich selbst diese Zauberwelt, um in kniehohem Schnee den Bären nachzujagen. Durch das dicke Glas der Schaufenster gab es viele Weihnachtsbäume zu bewundern, Sterne, Kerzen, Engelhaar. Einmal nahm mich ein deutscher Junge, den ich irgendwoher kannte, in seine Schule mit, und mir eine wirkliche Krippe gezeigt. Der Anblick hat mich fasziniert, ich kannte die Weihnachtsgeschichte nicht, aber die Szene mit dem Kind im Heu, und die ganze Aufmachung drum herum, mit Königen, Tieren und leuchtendem Stern war wirklich beeindruckend.

Die Krönung der ganzen Weihnachtsdekoration lieferte der Spielzeugladen Révai, im Schaufenster lief eine richtige elektrische Modellbahn in einer wilden Landschaft, mit Brücken, Bergen, Tunnels. Die Bahn lief ununterbrochen, von morgens bis abends, schon einige Zeit vor Weihnachten und noch Monate danach. Wir steuerten unsere Spaziergänge so, dass wir früher oder später vor diesem Schaufenster landeten. Dann hörte sogar mein Redefluss über meinen fantastischen Abenteuern auf, wir blieben vor dem Laden wie angewurzelt stehen, fasziniert von diesem Anblick. Es gab nur eine einzige Sache, die noch aufregender war als die Modellbahn, viel aufregender sogar. In dem Jahr, in dem ich meine schulische Karriere bei Frau Bogdan begann, erschien in diesem Schaufenster, nachdem man die Bahn abgebaut hatte, ein echtes Fußballspiel, in einem großen, über ein Meter langen, roten Karton. Darin war ein grünes Fußballfeld, mit richtigen weißen Markierungen, zwei Toren und 22 Fußballspielern, ca. 6-7 Zentimeter hoch, in wunderschöner Handarbeit aus Holz gedrechselt, und kunstvoll in rot-weiß und blau-weiß koloriert. Ein Traum. Wie oft habe ich meine Mutter an dieses Schaufenster geschleppt und den unmöglichen Wunsch geäußert, mir dieses Spiel zu kaufen! Ich wusste, so ein Wunsch lag jenseits des Erreichbaren, allein schon des Preises wegen. Das hinderte mich aber nicht daran, davon zu träumen.

Man hat viel und oft auf der Straße gegessen. Im Sommer Eis, gekochte Maiskolben, Popcorn, im Winter gebackener Kürbis und Kastanien. Die Kastanien waren besonders lecker, von kleinen

Mütterchen gebacken und verkauft, schön heiß, in Holzkästen zwischen Kissen aufbewahrt und mit weichen Bezügen abgedeckt; wenn es sehr kalt war, konnte man die Hände an den Kastanien erwärmen.

Als besondere Attraktion galt der Stadtnarr. Jede Stadt hatte seinen eigenen Narren, in Großwardein hieß er Moritz, in Temesvar Nazi, und weil die Stadt größer war, gab es als Zugabe noch eine Närrin, die Amalia. Amalia hat in den Jahren des Krieges eine ganz bemerkenswerte Heldentat vollbracht, wahrscheinlich unbewusst. In den ruhmreichen Tagen der Hitlerei standen vor dem Stammhaus der örtlichen NSDAP, stramm wie angewurzelt, ohne sich bewegen zu dürfen, zwei Hitlerjungen Wache. Jemand hat Amalia hundert Lei versprochen, wenn sie diese jungen Männer an die Wange küsst. Für sie war das sehr viel Geld, ich glaube sie hätte es sogar für weniger getan, vor allem, weil es sich um gut aussehende junge Männer handelte. Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile und wer die Nachricht vernahm, war da. Vor den Augen der endlich einmal wohlgelaunten jüdischen Zuschauer, vollbrachte Amalia ihre Tat. Danach galt sie in Temesvar als Heldin.

So präsentierte sich die Stadt unseren Kinderaugen, in dieser noch einigermaßen ruhigen Zeit, die wir friedlich empfanden, aber nicht Frieden nannten. „Frieden“, im Sprachgebrauch meines Vaters, war die Welt der Vorkriegszeit, die Welt der k. u. k. Er sagte nicht „vor dem Krieg“, oder „als ich noch jung war“, er sagte „Im Frieden“. Er wusste, er fühlte es - nach 1914 gab es keinen Frieden mehr.

Ich war ein kränkliches Kind, und außer den üblichen Kinderkrankheiten, wie Masern, Windpocken, Scharlach, ist es mir gelungen, einen Lungenspitzenkatarrh einzufangen. Das war eine Vorstufe zur Tuberkulose, damals ziemlich weit verbreitet, eine Art Modekrankheit. Um es los zu werden, sollte ich zu Luftkur in die Berge. So fuhr ich zum ersten Mal ins richtige Ausland – Ungarn zählte nicht als solches – in die Tschechoslowakei, in die Hohe Tatra. Meine Eltern kamen mit, für sie war das eine angenehme Ferienreise. Übrigens war das die einzige Fernreise meines Vaters, an die ich mich erinnern kann. Mutter reiste gern, reiste oft. Sie war an der italienischen Riviera und an der Côte d’Azur, in den Dreißigern, als es noch nicht üblich war. Vater blieb zu Hause, ging seinen Geschäften nach, spielte Karten.

Die neue Umgebung, die hohen Berge, die wunderschöne Landschaft, haben einen tiefen, bleibenden Eindruck auf mich gemacht, wenigstens solange ich mit ihnen an diesen Ausflügen teilnahm. Als meine Eltern weg waren und ich im Sanatorium alleine zurückblieb, fing mein Höllentrip an. Zwanzig-dreißig Kinder in Decken eingewickelt lagen den ganzen Tag aufgereiht auf einer langen Terrasse. Diese aufregende Beschäftigung wurde nur durch die Mahlzeiten unterbrochen, die statt einer angenehmen Abwechslung, lediglich meine Qualen vermehrten. Es gab nur Gesundes zum Essen. Spinat, Sauerampfer und als Höhepunkt, gekochten Kopfsalat. Ich habe rapide abgenommen, damit aber erreicht, dass ich frühzeitig abreisen durfte. Seitdem bin ich in meinem langen Leben etlichen Krankheiten begegnet, Tuberkulose war nicht dabei.

Unsere kleine Vierergruppe hat die erste Klasse bei Doamna Bogdan erfolgreich beendet, und wartete gespannt darauf, in der Zweiten als richtige Schüler in eine öffentliche staatliche Schule zu kommen. In den Sommerferien nahm ich an einem Feriencamp teil, ein großes Abenteuer für mich. In der letzten Woche erkältete sich eins der Kinder und als bekanntes Heilmittel bekam er eine Inhalation verabreicht. Heißer Kamillentee in einem Topf, Kopf drüberhalten, mit Handtuch abdecken, tief einatmen - das war die Inhalation. Mir gefiel sie sehr gut und man erlaubte mir, aus demselben dampfenden Topf zu inhalieren. Kaum waren wir zurück aus dem Camp, erkrankte der Junge an Scharlach. Paar Tage später war ich dran. Scharlach war damals eine schlimme, gefährliche Krankheit, hoch ansteckend, man wurde vierzig Tage von der Außenwelt isoliert. Alles, womit ich in Berührung kam, musste verbrannt werden, meine Kleider, meine Bücher. Auf unsere Tür war ein roter Zettel angeschlagen „Achtung, Gefahr! Ansteckende Krankheit!“ So wie „Achtung! Böser Hund!“ Außer meiner Mutter und meinem Arzt durfte niemand mein Zimmer betreten. Das einzig Gute dabei war, dass ich alte Bücher von einem Jungen bekam, der die Krankheit schon überstanden hatte; für mich waren sie neu. Statt sie zu verbrennen, hat man sie mir geschenkt. Es waren viele Bücher, so habe ich mich, so gut es ging, auf die lange Krankheit eingerichtet. Dann kam die Komplikation. Mein rechtes Ohr tat weh, es entpuppte sich als eine Mittelohrentzündung. Auf die damals erhältlichen Medikamente reagierte die Krankheit nicht, sie breitete sich immer weiter aus, mein Gehirn war bedroht. Die einzige Lösung war eine Operation, mit einer besonderen Komplikation verbunden, weil wegen meiner ansteckenden Krankheit, kein Krankenhaus mich aufnahm. Der HNO-Arzt hat mich zu Hause operiert, auf dem Esszimmertisch. Er wurde von meinem Kinderarzt – Géza bácsi – assistiert, der den Versuch unternahm, mich schonend auf die Operation vorzubereiten. Er war ein affektierter Typ, elegant, mit grauem Oberlippenbart und grau melierten Haaren. Ich mochte ihn nicht. Außerdem nannte er mich Andriska, was ich ganz besonders hasste. Er kam zu meinem Bett und sagte mir mit seinem honigsüßen Lächeln. „Du wirst von der Operation nichts spüren, wirst die ganze Zeit schlafen. Was ist dir lieber Andriska, womit soll man dich narkotisieren – mit einer Spritze, oder mit Kölnisch Wasser?“ Ich habe selbstverständlich das gewählt, was jedes vernünftige Kind an meiner Stelle gewählt hätte – Kölnisch Wasser. Und so kam es dann auch, nur das Kölnisch Wasser entpuppte sich als Äther. Jemand, der schon mit Äther narkotisiert wurde, kann meine Enttäuschung und meine Wut verstehen. Damit hat Dr. Kardos – Géza bácsi - bei mir endgültig verspielt. Die Operation war nicht ungefährlich, dauerte lange, meine Eltern saßen wie versteinert im Nachbarzimmer und zitterten um das Leben ihres einzigen Kindes. Das Zittern hat sich gelohnt, und der Beweis dafür, dass ich die Operation überstanden habe, ist, dass ich noch immer lebe.

Ich wachte auf, die Sonne schien in das Zimmer, es war ein schöner Spätsommertag, eine riesige Bandage auf dem Kopf, wie ein Turban, und ein bisschen benebelt von der Operation und vom Äther. Vor mir, auf meiner Decke lag ein Wunder. Es war das Fußballspiel, das Spiel aus dem Schaufenster, nach dem ich mich so lange gesehnt habe. Ob ich schon damals verstanden habe, wie besorgt meine Eltern um mich waren, dass sie alles für mich getan hätten, wenn ich nur wieder gesund würde, weiß ich nicht. Ich weiß aber, dass ich so ein Gefühl von Freude selten erlebt habe. Ich wusste damals noch nicht, dass ich mein Gehör auf dem rechten Ohr verloren habe. Damals fing meine Karriere als Tauber an. Damit wäre ich bis zum heutigen Tage ziemlich gut gefahren, hätte ich mich damit abgefunden, dass ich die Musik nicht stereofonisch hören kann.

Ich glaube, ich war schon über sechzig, als meine Mutter mich dazu überreden wollte, mein rechtes Ohr operieren zu lassen, damit ich mein Gehör wieder erlange. Meine Antwort war: „Liebe Mutter, ich habe in meinem Leben so vieles durchgemacht, es ist mir kaum etwas übrig geblieben, bis auf meine Taubheit. Bitte nimm sie mir nicht weg“.

Mit der Musik war das so eine Sache. Als ich sechs wurde, beschloss meine Mutter, es wäre höchste Zeit für mich, Klavierspielen zu lernen. Das taten wir dann auch. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, hätte man mich klimpern lassen, oder die einfachen Melodien zwanglos nachzuspielen. Meine Mutter saß aber an meiner Seite und schlug den Takt, nicht selten auf meinem Hinterkopf. So eröffnete sich die zweite Front unseres privaten Kleinkrieges neben der ersten beim Mittagstisch. Das Unvermeidliche traf ein – nach einem Jahr, voller Qualen und Auseinandersetzungen, haben wir einvernehmlich beschlossen uns gegenseitig die Ruhe zu gönnen und mit dem Klavierunterricht aufzuhören.

Die Vierergruppe löste sich auf, aus den anderen drei wurden reguläre Schüler in verschiedenen staatlichen Schulen, ich habe das wegen meiner Krankheit nicht mehr geschafft; als ich wieder lernfähig wurde, hat der Unterricht schon längst angefangen. Also blieb ich der alleinige Privatschüler von Doamna Bogdan. Dadurch ergab sich, dass ich die öffentliche Schule tatsächlich im Alter von sieben Jahren begann, in der staatlichen Grundschule in der Elisabethstadt, wie von der rumänischen Schulpflicht vorgesehen. Allerdings war ich dann schon in der dritten Klasse.

Die Schule war für mich ein Albtraum. Unser Lehrer, Domnul Doboş war ein Sadist, kam nie ohne Rohrstock in die Klasse, und benutzte ihn eifrig bei jeder sich ergebenden Gelegenheit. Solche Gelegenheiten ergaben sich ziemlich oft, bei einfachen Vergehen prügelte er uns die Handfläche, bei schwierigeren Fällen versohlte er uns den Hintern. Während des Unterrichts musste man gerade sitzen, ohne sich zu bewegen, die Arme hinter dem Rücken gekreuzt. Bei der kleinsten Bewegung folgte die Bearbeitung mit dem unerbittlichen Rohrstock. Trotz allem ist es mir gelungen diese Klasse, ohne größeren Schaden zu beenden, und damit auch die Volksschule in der Elisabethstadt. In diesem Sommer hat uns der Hausherr gekündigt – der mit dem von mir sandgewaschenen Auto - und wir zogen in die Innenstadt um.

Die neue Wohnung in der Innenstadt war in einem neuen Haus, in einer neuen Straße, in einer neuen Wohngegend. Das Haus war so neu, dass es nicht nur Zentralheizung, sondern auch zentrale Warmwasserversorgung besaß. Im Bad hatten wir eine getrennte Duschkabine und ein Bidet, das ich selbstverständlich, bei meiner damaligen Größe, zum Zähneputzen benutzte. Einen anderen Sinn habe ich daran nicht entdecken können. In der Küche war der Herd aber noch mit Holz befeuert, das machte zwar viel Arbeit, hatte aber keine besondere Bedeutung, da er vom Dienstmädchen bedient wurde. Die Straße war so neu, dass sie nur Bürgersteig, aber keine Fahrbahn hatte. Stattdessen fuhr die Straßenbahn vor dem Haus auf einer Schotterpiste, verlegt mitten in einem wilden Feld. Die Straßenverkehrsverordnung ließ das Radfahren auf dem Bürgersteig nicht zu, ohne Rücksicht darauf, ob es eine Fahrbahn überhaupt gab. So stand an der Ecke neben unserem Haus jeden Tag ein Polizist, dessen einzige Aufgabe war mich und



meine Leidensgenossen bei der Missachtung dieser Vorschrift zu erwischen. Das hat ihm dann jedes Mal zwanzig Lei eingebracht. Oder eine Flasche Bier. Je nachdem.

In der vierten Klasse war ich Domnu' Doboş Ios, mein neuer Lehrer, Domnu' Vulpe, war ein gutmütiger Mensch, kam auch ohne Rohrstock aus. Von all dem, was ich bei ihm gelernt habe, kann ich mich nur an den Hygieneunterricht erinnern, wo er davon sprach, wie wichtig Sauberkeit ist, das sollten wir nie vergessen. Als Beispiel nannte er uns die Juden, in seinen Augen ein besonders sauberes Volk, da er eine jüdische Familie kannte, deren Mitglieder wöchentlich einmal ein Vollbad nahmen. So weit müssten wir selbst nicht gehen, aber eins sollen wir beherzigen, Baden ist wichtig und gesund.

Die Papierwarengeschäfte übten eine besondere Anziehung auf mich aus. Sie führten vorgedruckte Bögen mit Indianern, Cowboys, Soldaten, Tieren zum Ausschneiden und zum Spielen. Ich wollte mir schon immer welche kaufen, mir fehlte lediglich das Geld dazu. Eines Tages sah ich, wie unsere Köchin, die Rózsi, als sie ins Bad ging, ihren, mit einem roten Stein verzierten Ring, auf den Nachttisch legte und dort vergaß. Ich fasste einen kühnen Plan – wenn ich den Ring zu mir nehme und dann verkaufe, kann ich mir bestimmt den Kauf der ersehnten Papierbögen leisten. Gedacht, getan. Zum Verkauf kam es aber nicht, Rózsi hat den Diebstahl entdeckt und einen riesigen Krach gemacht. Mich hat zwar keiner beschuldigt, jeder glaubte, der Ring wäre weggerollt, ich aber bekam Gewissensbisse. Da wurde es mir erst klar, dass ich ein Dieb geworden bin! Selten habe ich mich in meinem ganzen Leben so schlecht gefühlt. Den Ring habe ich irgendwie „diskret“ zurückgeschmuggelt, Rózsi war beruhigt, meine Mutter zufrieden, aber die Gewissensbisse blieben für sehr, sehr lange Zeit. Wenn ich mich nicht irre, blieb ich bei diesem einzigen Diebstahl.

Ich war noch ein kleines Kind, aber die Politik zog allmählich auch in mein Leben ein. Als ich noch Privatschüler war, träumte ich davon, wenn ich endlich in eine richtige Schule käme, Pfadfinder zu werden. Die hatten große Hüte, kakifarbene Uniformen, zelteten im Wald, führten ein abenteuerliches Dasein, vollbrachten gute Taten, mit einem Wort waren sie beneidenswert. Mein Traum ist leider nie in Erfüllung gegangen, und das verdankte ich Seiner Majestät, Carol dem Zweiten, König von Rumänien. Er war bestimmt nicht der einzige Gauner, der je auf einem Thron saß, war aber einer der gewieftesten. Er hat sein Parlament aufgelöst und seine persönliche Diktatur eingeführt. Das war damals einerseits Mode in Europa, andererseits dachte er wahrscheinlich, dadurch schneller an die Taschen seiner betuchteren Untertanen zu gelangen. Er hat verschiedene paramilitärische Organisationen ins Leben gerufen, darunter eine für Schüler – die „*Străjeri*“ – und dafür die Pfadfinderei aufgelöst. Wir trugen auch Uniform, weißes Hemd, dunkelblaue, fast schwarze Hose, farbige Krawatte, weiße Mütze. Diese Art von Uniform war damals modisch in Europa.

Man muss diesem König aber zugute halten, dass er, so lange er regierte, die Legionäre, diese üble faschistische Mörderbande, uns vom Leibe hielt und ihren Führer - Zelea Codreanu - erschießen ließ.

In der Schule herrschte eine nationalistische Atmosphäre, wir trugen unsere Uniformen, standen jeden morgen vor Unterrichtsbeginn am Fahnenmast und hissten die Trikolore, abends die gleiche Prozedur zurück und sangen dabei patriotische Lieder.

Dann gab es irgendwann keine *Străjeri* mehr und Carol war mit seiner Geliebten geflohen. Die Zeiten standen auf Sturm, das konnte man schon auch mit neunzehn Jahren merken - aus der Presse, aus dem Radio und aus den Tischgesprächen meiner Eltern. Mit der Presse machte ich mich schon sehr früh bekannt, wenn auch eher in der illustrierten, als in der geschriebenen Form. In Temesvar lebte eine ziemlich bedeutende italienische Kolonie, die meisten als Inhaber und Angestellte einer großen Textilfabrik. Sie lasen italienische Zeitungen und an dem größten Zeitungsstand der Stadt hing die Sonntagsausgabe der „Corriere Della Sera – Domenica del Corriere“ - mit schönen, handgezeichneten bunten Bildern auf dem Titelblatt. Diese Bilder stellten schicke, stramme italienische Soldaten dar, wie sie in Bettlaken gehüllte, kraushaarige, schwarze Abessinier (so hießen damals die Äthiopier) jagten. Man sprach vom Krieg und man fragte sich was folgen würde. Für mich bedeutete dies alles nur Abenteuer, genauso wie in den Filmen mit meinem Liebling Tarzan, wo auch etwas Ähnliches geschah, nur dass die Jäger Engländer waren und keine italienische Soldaten. Die Gejagten waren selbstverständlich auch schwarz aber halbnackt, bei ihnen reichte es anscheinend nicht einmal für weiße Bettlaken. Kaum war dieser Krieg zu Ende, fing der andere in Spanien an. Ich wusste zwar nicht wer die Einen, und wer die Anderen waren, aber eins war sicher – auf wessen Seite die Deutschen standen, waren die Bösen. Wie es im Leben so oft geschieht, haben die Bösen den Krieg gewonnen. Die Rolle des Fernsehens, als Sensationsverbreiters spielte damals die Wochenschau im Kino. Wir sahen Woche für Woche Soldaten, Kanonen, Flugzeuge, Bomben. War es tatsächlich so, dass ich mich an den Krieg, als eine normale Begleiterscheinung meiner Kindheit gewöhnte? Kann man das?

In der zweiten, spätestens dritten Klasse fing meine Bekanntschaft auch mit der geschriebenen Presse an. In Temesvar gab es viele Zeitungen, ich kannte zwei – die ungarische „Temesvári Hírlap“, und die deutsche „Temesvarer Zeitung“. Beide waren anspruchsvolle, liberale Blätter, sonst hätte mein Vater sie nicht gelesen. Der Chefredakteur der Temesvarer Zeitung war Miklos Lovas, den ich aus dem *Előre* kannte. Für den Geschmack der normalen schwäbischen Leserschaft gab es das „Banater Tageblatt“, die hatten keine Juden in der Redaktion. Irgendwann, einige Jahre später, verschwanden sie beide und machten Platz für die „Südostdeutsche Tageszeitung“ mit einem großen Hakenkreuz auf der ersten Seite. Ich las emsig die fett gedruckten Titel der Artikel, zu viel mehr hat es bei mir noch nicht gereicht und diskutierte darüber mit unserem Dienstmädchen, bei dem ich meine politische Überlegenheit ausspielen konnte. Ich klärte sie über den letzten Stand der wichtigsten Ereignisse in der Welt auf, sie nickte mit verständnisvoller Miene und verstand nichts. Ich auch nicht sehr viel mehr. Was ich damals nicht wusste – die auch nicht, die für diese Ereignisse verantwortlich waren. Die wichtigsten und besorgniserregendsten Nachrichten kamen aus Deutschland. Da herrschten die Nazis, die man anfänglich nicht ernst nahm, dieser Hitler war doch ein zweitklassiger Komödiant. Sagte man. Er hasst die Juden, aber wer tut das nicht? Lange wird er sich nicht halten können, dafür sorgen schon die Engländer. Sagte man. Und dann marschierte eines Tages dieser Hitler in Österreich ein. Und dann sagte man nichts. Am Purim, wenn im Tempel der Name des Judenhassers Haman fiel, und man stampfte mit den Füßen, dachte jeder an Hitler, man wünschte ihm sein Verderben. Es half nicht viel.

Es wurde immer enger. In Rumänien kam 1938 eine antisemitische Regierung – Cuza - Goga – an die Macht, welche die Judenverfolgung offen propagierte. Sie brachten das erste

Judengesetz heraus. Die Beklemmung war groß. Die Regierung hielt sich aber nur einige Monate, dann war der Spuk vorbei. Dachten wir, und atmeten auf. Diese Aufatmung war nicht von allzu langer Dauer, es zogen sich immer dunklere Wolken an unserem Himmel zusammen.

Ein rumänischer Klassen- und Spielkamerad von mir, sein Vater war hochrangiger Offizier, zeigte mir einen Anstecker in rumänischen Nationalfarben mit einem großen Hakenkreuz in der Mitte. Ich habe es ihm trotzdem verziehen, weil er mir, sozusagen als Ausgleich, das Rauchen beigebracht hatte. Er hat von seinem Vater Zigarettenpapier geklaut, an den Tabak kam er leider nicht ran, stattdessen verwendeten wir Maishaare. Es roch ekelhaft, war aber irgendwie ein früher Männlichkeitsbeweis.

Währenddessen ging es uns eigentlich gut. Mein Vater war Leiter der Filiale, sein Einkommen wuchs, es wuchs auch die Ehre. Manchmal besuchte ich ihn in seinem Geschäft, der delikate, eigentümliche Geruch der Textilien war mir sehr vertraut. Das Personal war sehr höflich zu mir, man erfüllte mir jeden Wunsch, ich durfte mit den Meterstäben spielen, ich war der Sohn des Chefs. Am besten gefiel mir Vaters Büro, darin beeindruckten mich zwei Gegenstände: eine Bleistiftspitzermaschine und ein in Bronze gegossenes Modell einer Kanone – Vater sagte Dreißigeinhalber – aus dem k. u. k. Waffenarsenal des Ersten Weltkrieges.

Vaters Lieblingsbeschäftigung waren Karten. Er spielte viel, er spielte gut. Die Partien fanden entweder zu Hause, oder im Klub statt. Meine Eltern waren Mitglieder zweier Klubs, des Lloyds, wo Vater Karten spielte und des Journalistenklubs, in dem beide spielten, Mutter Rommé, Vater Kalabrias. Im Klub konnte man essen, Gäste empfangen, Tanzen, Partys feiern. Und man war unter seinesgleichen.

Die Ereignisse verdichteten sich, das wichtigste Thema der Zeitungen war das Treffen der großen Staatsmänner in München. Man befürchtete den Krieg. Und dann löste sich wieder alles im Wohlwollen auf, sie haben sich geeinigt und beschlossen das Münchener Abkommen. In der Wochenschau sah man Chamberlain, aus dem Flugzeug steigend, mit einem Fetzen weißen Papiers in der Hand, das im Wind flatterte: „Ich bring euch den Frieden“. In der nächsten Wochenschau sahen wir die Wehrmacht bei ihrem Einmarsch in das Sudetenland und am Straßenrand Tausende von blonden Jungs und Mädchen, die Soldaten begrüßend, jubelnd, lachend, weinend vom Glück. Wir erhielten in der Schule eine neue Landkarte für Europa, so wie schon früher, nach dem Anschluss Österreichs, aber sie war ja auch nicht von Dauer, bald bekamen wir wieder eine neue, diesmal ganz ohne die Tschechoslowakei. Genauso lange wie unsere Europakarte, dauerte auch das Münchener Abkommen.

Kinder sind mit Spielen beschäftigt, Kinder tragen keine Verantwortung, für Kinder ist alles ein Abenteuer, und trotzdem spürte ich, dass die Erwachsenen nervös waren. Eines Tages besuchte uns eine junge Dame, gute Bekannte meiner Eltern, die ein Jahr davor nach Palästina ausgewandert war. Sie nahm an einer Veranstaltung in einem Kino in Jerusalem teil, als eine versteckte Bombe explodierte. Jetzt war sie zurückgekommen, erzählte uns ihre Geschichte und zeigte die Beine mit den noch immer sichtbaren Spuren der Bombensplitter. Ich glaube das war der Augenblick, in dem ich zum ersten Mal den Kloß in meinem Hals spürte, der in den folgenden

Jahren zum häufigen Begleiter meiner Tage wurde. Unsere kleine Welt fing an zu bröckeln, aber die Verdrängung funktionierte noch, man sagte sich, diese Dinge passieren irgendwo sehr weit, uns kann das alles nicht berühren. Das war das alte, über Generationen vererbte jüdische Verhaltensmuster – zittern vor Angst, aber bei jeder sich günstig gebender Gelegenheit tief durchatmen, wieder hoffen und sich einreden, dass all das uns nicht treffen wird. Uns doch nicht! Zeit, um dieses Verhaltensmuster einzuüben, hatte wir zu Genüge.

Mein bester Freund war Gyuri Bodnár, derselbe dicke Junge, dem ich früher meine Geschichten aus Großvaters Urwald erzählte. Wir spielten zusammen, wir hatten eine gemeinsame Knopffußballmannschaft und eine gemeinsame Briefmarkensammlung. Der Knopffußball war eines der beliebtesten Spiele dieser Zeit. Die Spieler bestanden aus mit Pech zusammengeklebten Knöpfen, mit der Feile gefühlvoll bearbeitet, zum größten Leidwesen der Mütter, die nicht nur ihre Knöpfe an ihren Kleider vermissten, sondern auch mit den Pechflecken auf dem Parkett zu kämpfen hatten. Es gab einige stadtbekannte Spieler, sie trugen die Namen unserer Idole aus den wirklichen, großen Mannschaften, die wurden geschätzt, getauscht, ge- und verkauft, wie heute im richtigen Fußballgeschäft. Unsere Mannschaft war bescheiden, wir besaßen keine bekannten Spieler, aber in der unteren Liga mischten wir auch mit. Die Briefmarkensammlung gehörte auch nicht zu den bekannten, bestand hauptsächlich aus Massenware. Das teuerste Exemplar war eine deutsche Hitlermarke, die uns der Herr Fenyő, bekannter Papier und Briefmarkenhändler, angedreht hatte. Eines Tages bekamen wir Krach miteinander, ich weiß nicht mehr warum, wir wollten nicht mehr zusammen wirtschaften. Wir haben uns getrennt und abgerechnet. Ein Spieler für dich, einer für mich, und so weiter, bis die ganze Mannschaft aufgeteilt wurde. Das Gleiche geschah auch mit den Briefmarken, bis wir zu unserem letzten und wertvollsten Stück kamen – die Hitlermarke. Teilen konnten wir nicht und keiner hatte sie dem anderen gegönnt. Da fasste ich einen Entschluss, riss die Marke in der Mitte durch und sagte: Wähle dir deine Hälfte. Auch wenn es danach aussah, war diese noch keine politische Stellungnahme meinerseits.

Eines Tages besuchte mich Vater in meinem Zimmer, um nachzusehen, was sein Sohn so tut. Es war bestimmt Mutter, die ihm sagte: „Joska, kümmerst du dich eigentlich nie um das Kind? Weißt du überhaupt, was er in seinem Zimmer macht?“ Ich lag, wie so manches Kind, auf dem Bauch und las.

„Was liest du?“, fragte Vater. Ich zeigte es ihm, es war ein nicht besonders intelligentes Märchenbuch, die Abenteuer von Korkendani, oder die von Schraubenpeter.

„Wie kann ein so großer Junge (ich war sieben) so einen Blödsinn lesen? Schmeiß es weg.“

„Was soll ich dann lesen?“, fragte ich.

„Im Wohnzimmer steht der Bücherschrank, wähl dir etwas aus.“

Vaters Bücherschrank war eine eigentümliche Sache. Unsere ersten Wohnungen hatten jeweils vier Zimmer, ähnlich angeordnet, drei zur Straße hin, Schlafzimmer rechts, Kinderzimmer Links, Wohnzimmer in der Mitte. Daraus ging man über einer breiten Glastür zum Esszimmer auf der Gartenseite. Nur die Anordnung der Nebenräume war unterschiedlich. Die Zimmer waren im Allgemeinen nach Funktion möbliert, nur im Wohnzimmer führte meine Mutter, der damaligen

Mode horchend, die sogenannten kombinierten Möbel ein. Auf der Couch konnte man auch schlafen, an dem Tisch essen oder Karten spielen und der sogenannte Bücherschrank hatte zwar auch eine lange Reihe von Regalen für Bücher, außerdem aber noch eine Vitrine für Nippes und einen Kleiderschrankteil. Da standen Vaters Bücher in Reih und Glied, schön nach Farben sortiert, und erregten den Verdacht, dass wenigstens ein Teil davon, ihm von einem tüchtigen Büchervertreter angedreht wurde. In Gelb waren sämtliche Werke von Mereschkowsky (wer weiß noch heute etwas über ihn?), in Rot die von Dumas, in Blau Renan und im tiefen Dunkelblau, mit wunderbarem goldenen Tiefdruck, die Reihe "Klassische Romane", in ungarischer Übersetzung. Es waren überwiegend Franzosen – Stendhal, Balzac, Flaubert, Zola, Anatole France, aber auch Dickens und Thackeray, Tolstoi, Dostojewski, Tschekow. Außerdem standen da Vaters neuesten Erwerbungen, aktuelle politische Literatur und Bibliografien, meistens in Deutsch. In der „Settimana Santa“ der Familie Várnai, mitten im November, Mutters Geburtstag am Zwölften, der Hochzeitstag meiner Eltern am Fünfzehnten und endlich mein Geburtstag am Neunzehnten, haben wir uns gegenseitig Bücher geschenkt. In der größten Buchhandlung der Stadt, Morawetz, - einer von den Inhabern, Herr Borgida, war mit uns befreundet - waren diese Termine bekannt, und man erwartete mich schon mit nach meines Vaters oder Mutters Geschmack gefertigten Listen von verschiedenen Verlagshäusern.

So kam ich vom Schraubenpeter direkt zum Grafen von Monte Cristo und den restlichen Romanen von Dumas. Nach ihm folgten andere und so las ich mich mit der Zeit durch Vaters Bücherschrank durch. Und so geschah es, dass in der zweiten Klasse im Gymnasium, als der Rumänischlehrer unseren Bildungsstand prüfen wollte und jeden danach fragte, was er zurzeit liest, unter den vielen anderen, die entweder gar nichts, oder Abenteuer und Schundromane lasen, war ich derjenige, der sagte: Ich lese „Das Reich des Zaren im Großen Krieg“ von Maurice Paléologue - französischer Botschafter in Sankt Petersburg während des ersten Weltkrieges.

Zu meiner Lieblingslektüre gehörte auch der Atlas. Ich las Landkarten, wie andere Menschen Reisebücher. Mit dem Finger auf der Karte bereiste ich die halbe Welt, führte Eroberungskriege und annektierte ganz Brasilien im Namen der ungarischen Krone. Damals war ich nämlich ungarischer Patriot und taufte Santos, eine brasilianische Küstenstadt, in Szentes um, was ich mit Tintenstift in meinem Atlas festhielt.

Ich war ein neugieriges Kind, ich fragte viel. Das war ärgerlich, das kann ich verstehen. Mein Vater löste aber das Problem – er kaufte ein Lexikon und bei meiner nächsten Frage sagte er:

„Da steht das Lexikon, frag nicht, schlag nach.“

Seitdem tue ich das.

Die Zeit verging, wir schrieben das Jahr 1939, ich habe die vierte Klasse beendet, ich sollte aufs Gymnasium. Mutter beschloss, dass ich nicht das jüdische Gymnasium besuchen sollte, diese Schule war zu undiszipliniert und unordentlich, die Kinder waren frech und unerzogen, ich soll auf eine anständige, strenge katholische Schule gehen, das Gymnasium der Piaristenmönche.

In der Stadt waren vier Gymnasien für Jungs – ein Rumänisches, ein Deutsches, ein Katholisches und ein Jüdisches. Die gleichen Schulen existierten in der Parallelausgabe für

Mädchen. Die Schulen waren streng nach Geschlechtern getrennt, die Lehrer und Lehrerinnen wachten hellwach darüber, dass diese Trennung auch eingehalten wird. Die Schulen waren streng, es herrschte Disziplin. Man trug Uniformmützen, jede Schule hatte ihre eigene Farbe, jeder Schüler hatte seine eigene Nummer, die er (sie), fest angenäht am linken Arm trug. Der Weg zum Gymnasium führte über eine Aufnahmeprüfung, weil in Rumänien das ganze Leben ständig aus Prüfungen bestand. Im Sommer stellte ich mich dieser Prüfung. Es war ein ziemlich strenges Auswahlverfahren, nicht alle Kinder kamen durch. Die Verkündung der Ergebnisse fand in festlicher Atmosphäre in der Aula der Schule statt. Die höchste Note in Rumänien war die Zehn, mit vier ist man durchgefallen. Ich saß da mit meinen Eltern, wir waren alle in nervöser Erwartung. Dann stieg ein kahlköpfiger Herr in schwarzer Soutane auf das Podium – die meisten Lehrer waren Priester - die Resultate zu verkünden. Es wurde in drei Fächern geprüft: Rumänisch, Mathematik, Naturwissenschaften. Er räusperte sich und sagte mit feierlicher Stimme:

„Erster und Bester – eine glatte Zehn – Várnai.“ Dann folgte der Rest, mit 9,66 und so weiter. Ich war der Mittelpunkt der Veranstaltung, man hat mir gratuliert, mich ausgefragt, wo ich dies alles gelernt hatte.

Meine Eltern waren so glücklich, dass Mutter mir sofort etwas schenken wollte. Wähl dir etwas aus, egal was, du bekommst es, du hast es verdient. Ich hatte aber keine Wünsche und das war mir peinlich. Ich durfte meine Eltern nicht enttäuschen, ich musste ihnen die Genugtuung gönnen, dass ich mich über ihr Geschenk freute. Da fiel mir im Schaufenster des Spielwarengeschäfts, in dessen Nähe wir zufällig standen, eine Zielpistole mit der dazugehörigen Zielscheibe auf. Da ich keine bessere Idee hatte, sagte ich, diese Pistole wäre schon immer mein größter Traum gewesen. Ich habe sie bekommen und nie damit gespielt.

Danach kam der Sommer, die wohlverdienten Ferien, ich wartete auf den Schulbeginn. Die Ferien verbrachte ich wie immer, abwechselnd zwischen *Előre* und Großwardein, oder Komádi. Nach Budapest sind wir nicht mehr gefahren, meine Tante Ági wanderte schon im März mit ihrer Familie nach Australien aus. Die Schiffsfahrt dauerte von Southampton nach Sydney sechs Wochen, es kamen Postkarten von unterwegs, mit exotischen Namen wie Gibraltar, Suez, Aden, Colombo, Singapore. Damals war das British Empire noch in Ordnung.

Noch in diesem Sommer reiste Herr Ribbentrop nach Moskau, und Deutschland schloss mit der Sowjetunion einen Nichtangriffspakt, dessen geheimer Anhang besagte, dass die Russen in den östlichen Bereichen Polens, wo die Deutschen damals noch nicht einmarschieren wollten, nach Gutdünken schalten und walten und gleichzeitig die baltischen Länder kassieren durften und, dass Rumänien auf Bessarabien zugunsten der Sowjetunion verzichten musste. Was Seine Majestät, nach einer dreiminütigen Rede, in der er die Unvermeidlichkeit dieser Peinlichkeit seinem Volk zu erklären versuchte, auch tat. Bei dieser Gelegenheit packten sie die nördliche Bukowina auch mit dazu.

Wäre ich damals etwas älter und vor allem etwas reifer und aufmerksamer gewesen und wäre mir die Ähnlichkeit zwischen den zwei großen Reichen nazistischer und kommunistischer Prägung aufgefallen, hätte ich mir viel Enttäuschung und Ärger ersparen können. Sonst nichts. Vorwürfe mache ich mir deswegen nicht, vielen älteren und reiferen Leuten fiel das auch nicht auf.

Gegen Ende des Sommers, wir waren wie immer tagsüber im *Előre*, das Radio stand wie immer im offenen Fenster von Frau Kappler, man hörte Radio Budapest. Zuerst das allmorgliche Glockengeläut, danach die Nachrichten. Plötzlich wurde still, totenstill.

„Heute früh um sechs Uhr haben die deutschen Truppen die polnische Grenze überschritten.“

Für mich hatte das keine besondere Bedeutung, ich wusste nicht, dass soeben der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war. An diese Szene kann ich mich erinnern, daran was danach folgte, nicht mehr. Wahrscheinlich sind wir anschließend schwimmen gegangen, wie immer. Es war kein besonderer Tag. Viel Zeit nachzudenken gab es für mich nicht, in ein Paar Tagen fing die neue Schule an.

Das Piaristengymnasium war eine vornehme Schule. Die meisten Kinder stammten aus guten Familien der ungarischen oder deutschen Mittelklasse, Deutsche, für die das „Banatia“ – das deutsche Gymnasium - zu völkisch, zu plebejisch und zu nazistisch war. Die große Masse der deutschen Bevölkerung war schon damals von den Nazis infiziert und ihre Kinder liefen in der Uniform der Hitlerjugend auf den Straßen.

Viele Kinder stammten aus Mischehen, Deutsch - Ungarisch, Jüdisch – Ungarisch, Jüdisch – Deutsch. Mein dort erworbener Freund, der Bácskai, hatte auch einen jüdischen (getauften) Vater und eine deutsche Mutter, die zu Hause meistens ungarisch sprachen. Die Grundlage unserer Freundschaft war seine umfangreiche Sammlung aus Spielsoldaten, gefertigt aus irgendeinem Kunststoff und sehr originalgetreu ausgeführt. Wir spielten Krieg, was sonst? Seine Armee bestand hauptsächlich aus deutschen Soldaten, zusätzlich drei Engländer. Die waren meine Truppe. Ich führte mit ihnen ruhmreiche aber verlustvolle Kriege gegen die deutsche Übermacht.

Ich spielte, wie jedes andere Kind auch, ich spielte mit Spielzeug, und spielte Gesellschaftsspiele. Am liebsten aber spielte ich in einer anderen Welt, in der Welt meiner Fantasie. Hier erlebte ich die tollsten Sachen, ob mit geschlossenen oder offenen Augen; ich zauberte mir Wunderwelten vor. Ich bebaute im Gedanken den Garten unseres Hauses mit Bahntrassen, Zügen, Straßen, Brücken, Viadukten, alles klein wie bei den Liliputaren, so wie es sich zum Spielen gehört. Ich war auch Geschäftsmann, nahm an Geschäftsessen teil, tätigte mit meinen virtuellen Partnern großartige Abschlüsse über vielen Millionen, war Heerführer und eroberte fremde Länder, kämpfte siegreich meistens gegen eine dunkle Übermacht, befehligt von grausigen Gestalten. Das Schönste an dieser Fantasiewelt war, dass ich darin frei gestalten konnte, wie es mir gefiel, keiner redete mir dazwischen. Heute wird sie durch die virtuelle Welt ersetzt und die kindliche Fantasie konsequent schon in frühem Alter abgebaut. Das Gefühl des freien Gestaltens habe ich bis zu meinem Architekturstudium mitgenommen, so ähnlich fühlte ich mich, wenn ich mit Bleistift in der Hand, wie ein Zauberkünstler aus dem Nichts Häuser vorzaubern konnte, lediglich mit der Kraft meiner Fantasie.

Zum Erwachsenwerden gehört der allmähliche Verlust der Fantasie. Es ist kein Zufall, dass die Kinder mit fortschreitendem Alter ihre Begabung zum Malen verlieren. Die wenigen, die noch als Erwachsene über ihre ungetrübte Fantasie verfügen, werden Künstler.

Das Gymnasium hatte einen eigenen Palast in der Innenstadt, im eklektischen Stil der Jahrhundertwende, mit Internat, Kirche und Turnsaal, groß, ehrwürdig, um den Kindern Respekt



und Angst einzuflößen. Die Piaristen waren ein Mönchsorden, die meisten Lehrer Ordensbrüder. In jedem unserer Hefte mussten wir oben rechts auf die erste Seite einen lateinischen Satz schreiben: „In nomine Dei“. Das Gute dabei war, dass ich morgens zehn Minuten später kommen durfte, während die Katholiken ihr lateinisches Gebet aufsagten. Der Unterricht lief auf hohem Niveau, die Lehrer waren gut ausgebildet, anspruchsvoll und streng. Sowohl die Kinder wie auch die Lehrer nahmen den Unterricht sehr ernst.

Als Bester in der Aufnahmeprüfung erfreute ich mich anfänglich einer besonderen Aufmerksamkeit. Mein Klassenlehrer, Vater Erdélyi, der rumänisch unterrichtete, erwartete viel von mir. Er fühlte sich enttäuscht, als es sich herausstellte, dass ich mich mit den Strebern und Intelligenzbestien - allesamt konvertierte Halbjuden, welche eine ihrer beiden Hälften diskret zu verstecken versuchten - nicht messen konnte und wollte. Ich war ordentlich, lernte auch, hatte gute Noten, aber Musterschüler war ich nicht. Dazu fehlte mir der Ehrgeiz.

Nach unserem Fiasko beim Klavierunterricht beschloss meine Mutter, dass ich privat französisch lerne. In Rumänien war französisch zwar Pflichtfach von der ersten bis zur letzten Gymnasialklasse, in der Schule kann man eine Sprache aber nicht ordentlich lernen. Sagte sie, und recht hatte sie auch. Später irgendwann kam auch englisch dazu, das waren zweimal zwei Stunden wöchentlich, montags - donnerstags, und dienstags - freitags. Gymnastikunterricht hatte ich auch.

Ich las viel, ich befand mich in der Phase Karl May und Jules Verne. Die stammten zwar nicht aus Vaters Bücherschrank, passten aber besser zu meinem Alter. Es warteten auch andere Leckerbissen auf mich – Tom Sawyer und Huckleberry Finn, Die Schatzinsel, Gulliver und Robinson. Wir feierten mit Freunden unsere Geburtstage, wir schenkten uns gegenseitig fast nur Bücher und ich baute, parallel zu meinem Vater, meine eigene Bibliothek auf.

Ich wurde ein emsiger Kinogänger. Es war die Zeit der ersten Farbfilme: „Robin Hood“ mit Errol Flynn, „Der Zauberer von Oz“ und der erste abendfüllende Zeichentrickfilm - „Schneewittchen“ von Walt Disney. Die musste ich alle gesehen haben und nebenbei noch für die Piaristen büffeln.

Obwohl Rumänien noch kein direkter Kriegsteilnehmer war, schlich sich der Krieg allmählich und diskret in unseren schulischen Alltag ein. Es gab ein neues Fach, einmal wöchentlich, über Luftschutz, Kampfgase, Maßnahmen für die Bevölkerung im Kriegsfall.

Inzwischen tobte der Krieg, irgendwo sehr, sehr fern von uns. Polen war überrannt, kein Mensch wusste was dort passiert, kein Mensch in meiner Umgebung kümmerte sich darum. Es gab den Krieg im Westen, in Frankreich, es geschah nicht viel, die französische Wochenschau zeigte Bilder von der Maginot-Linie, die deutsche von der Siegfried-Linie. Hier sah man französische Soldaten, dort deutsche, beim Rauchen und Waffenreinigen. Der Mann meiner Englischlehrerin war englischer Honorarkonsul, sie bekamen regelmäßig englische Magazine mit Bildern von der Front; fünf-sechs englische Soldaten in geduckter Haltung, mit der Unterschrift „Somewhere in France“.

Die erste Klasse ging irgendwann zu Ende und ich wollte nicht länger in dieser Schule bleiben. Kein Mensch hat mir was angetan, keiner hat mich schief angesehen, ich gehörte, wenn nicht zu

den allerbesten, aber zu den guten Schülern, man hat mich nie als Juden angesehen, ich fühlte mich einfach unwohl unter diesen Kindern. Die Atmosphäre war zu steif für mich, es war nicht meine Welt. Meine Freunde, unter die ich mich heimisch fühlte, waren alle auf der jüdischen Schule. Ich wollte auch hin. Ich erklärte meine Bedenken meiner Mutter, sie hatte Verständnis dafür. Im September wechselte ich die Schule.

## VII

Mit diesem Wechsel sind wir den Ereignissen nur kurzfristig vorgekommen. Einige Monate später erschien das erste Rassengesetz, das unter anderem besagte, dass jüdische Kinder keine Schule besuchen durften. Als Ausnahme galten die jüdischen Schulen, die zwar nach dem offiziellen staatlichen Lehrplan funktionierten, aber vom Staat nicht mehr anerkannt wurden, das heißt, ihr Recht Zeugnisse zu erteilen verloren hatten. Erschwerend kam dazu, dass in Rumänien nur wenige Städte ein jüdisches Gymnasium besaßen. Zu meinem Glück gehörte Temeswar dazu.

und deren Prüfungsergebnisse offiziell gar nicht existierten. Erschwerend kam dazu, dass in Rumänien nur wenige Städte ein jüdisches Gymnasium besaßen. Zu meinem Glück gehörte Temeswar dazu.

Der Sommer des Jahres 1940 war der eigentliche Anfang der neuen Zeitrechnung. Frankreich wurde überrannt, England widerstand alleine, ohne Verbündeten und es sah so aus, als ob der Krieg zugunsten Deutschlands sich entscheiden würde. Ganz Europa lag Hitler zu Füßen und er machte Gebrauch davon. Er tönte von einer „Neuen Ordnung in Europa“. Rumänien gehörte nach seiner Umorientierung auch dazu, als dessen Folge ich, dank der neuen Rassengesetze, endgültig an die jüdische Schule gebunden war.

Im Sommer war Mutter in Budapest, sie bereitete das Kindermädchen meines Cousins Adam auf ihre große Reise vor, als sie der Familie Beck nach Australien folgte. Wegen des Krieges konnte sie nicht mehr über England fahren, sie reiste mit einem italienischen Schiff aus Genua. Mutter traf irgendwann in der Nacht ein, sie kam mit einem späten Zug, und ich konnte nicht so lange aufbleiben, um sie zu begrüßen. Als ich am nächsten Morgen aufwachte - es war ein wundervoller Sommermorgen, die Sonne schien durch die Ritzen des heruntergelassenen Rollladens durch - sah ich mit noch halb geöffneten Augen auf dem Tisch neben meinem Bett einen Traum. Eine ganze Armee von Spielsoldaten, viel schönere als die von Bácskai, stand da aufgereiht, Briten in roter Jacke, Bärenmütze und Schottenrock und Indianer, bunt bemalt, für den Kampf gerüstet.

Das nächste Ereignis war der Wiener Schiedsspruch. Um den umstrittenen „Vertrag von Trianon“ - laut dem Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg ganz Siebenbürgen und Banat von Ungarn zugeteilt bekam - zu revidieren, aber hauptsächlich um Zwist und Unsicherheit zwischen den treuen Verbündeten Ungarn und Rumänien zu sähen, haben Deutschland und Italien in Wien beschlossen, dass Rumänien Nordsiebenbürgen zugunsten Ungarns abtrete. Die Ungarn

nannten es "Schiedsspruch", die Rumänen "Diktat". Wir wussten schon im Sommer, dass so eine Entscheidung ansteht, man wusste bloß nicht, wo die neue Grenze verlaufen würde. Es gab ein wochenlanges Rätselraten, westliche Zeitungen veröffentlichten Landkarten mit unterschiedlichen Varianten, und wir haben insgeheim gehofft, dass wir auch nach Ungarn zurückkehren würden. Wir kehrten nicht zurück, blieben bei Rumänien und damit am Leben. Großwardein kehrte an die geliebte Heimat zurück, das war das Todesurteil für unsere Familie. Wir wurden durch eine undurchdringliche Grenze, die für Privatpersonen hermetisch abgeriegelt wurde, bis Ende des Krieges von der restlichen Familie abgetrennt. Sie wurden alle Ungarn, wir sind als einzigen, Rumänen geblieben. Sogar die Briefkontakte waren sporadisch, und die wenigen Briefe, die durchkamen, trugen den großen, schwarzen Stempel der Zensur.

Die spontane Reaktion der rumänischen Studenten der Technischen Hochschule aus Temesvar auf den Wiener Schiedsspruch war der Abriss der Lupa auf der Lloydzeitung, als Racheakt gegen den italienischen Staat, dessen Geschenk sie war. Die Logik war ziemlich dürftig, aber wenn man die Beteiligten kannte, nicht überraschend. Das Gesicht der Stadt änderte sich auch, Temesvar wurde rumänischer. Viele rumänische Institutionen aus Klausenburg, Großwardein und anderen Städten, und mit ihnen viele rumänische Intellektuelle, Künstler, Wissenschaftler und Staatsbeamte sind nach Temesvar und in die anderen, bei Rumänien verbliebene Städte, im Süden Siebenbürgens, übersiedelt. Das hatte auch einige Vorteile. So bekam Temesvar, zum ersten Mal in seiner Geschichte, eine Oper – die rumänische Staatsoper aus Klausenburg.

Die Judengesetze nahmen neue Formen an. Es blieb nicht bei diesem ersten Gesetz, es folgten andere. Juden durften dies nicht, jenes nicht. Jude durfte keine Immobilie besitzen, alle Häuser in jüdischem Eigentum wurden dem Nationalen Zentrum für Romanisierung übertragen. In solchen Häusern durften Juden nicht mehr wohnen. Jude durfte kein Verkehrsmittel besitzen und kein Radio. Wir gaben unser Radio ab und auch mein Fahrrad. Jude durfte kein Angestellter sein, durfte kein Unternehmen besitzen. Nahm man diese Gesetze wörtlich, durften die Juden nur eins - verhungern. In Rumänien aber nahm man nie etwas wörtlich. Das Gesetz besagte nämlich auch, dass der Jude, bevor er seine Stelle aufgab, einen Rumänen als Nachfolger einarbeiten musste. Dieses Einarbeiten dauerte lang, manchmal jahrelang. In Rumänien hatte die Korruption Tradition, mit Geld konnte man so gut wie alles erledigen; die Wohlhabenden haben sich mit ihrem Geld ein wenig Bewegungsfreiheit, ein wenig Normalität erkaufte. Darüber hinaus halfen sie dem Gemeinderat, für die armen Juden, im Rahmen des Möglichen, aufzukommen. So hoffte man, bis Ende des Krieges, mehr schlecht als recht, über die Runden zu kommen. Dieser Gemeinderat führte einen schweren, fast aussichtslosen Kampf für seine Mitglieder, für die Armen, für die Kranken, für die Verschleppten, aber vor allem für das, was allen teurer war als ihr Augapfel - für die Schule.

Der heimliche Antisemitismus trat allmählich aus dem Schatten hervor, wurde offen, publik und offiziell. Er war überall präsent, er verfolgte einen mit der Perseveranz eines tollwütigen Hundes. Man hätte daran zugrunde gehen können, wären wir nicht so gut in der jüdischen Gemeinschaft aufgefangen, die, aufgrund der vielen Jahrhunderte alte Erfahrungen und Gewohnheiten, uns vor der Außenwelt, so gut es ging, fernhielt und für uns ein eigenes, geborgenes Leben schuf.

Als ich die zweite Klasse im Jüdischen Gymnasium begann, war die Welt noch nicht vollständig zerrissen. Die oben beschriebenen Judengesetze trafen nicht alle auf einmal, sondern mit der Zeit, hintereinander ein.

Im Vergleich zum imposanten Gebäude der Piaristen war die neue Schule unbedeutend klein und war die einzige mir damals bekannte Schule, in der Lehrer und Schüler denselben Haupteingang benutzten. Wie groß und bedeutend dieses Gebäude trotzdem war, habe ich erst im nächsten Jahr erfahren, als man es uns wegnahm und uns auf die Straße setzte. Die Deutschen richteten darin ein Lazarett ein.

Die jüdische Schule war anders als die katholische, ganz anders. Es lag nicht so sehr am Unterricht, der war genauso ernst und verlief nach dem gleichen staatlichen Lehrplan, die Atmosphäre war anders. Sie war weniger steif, der Strebertyp mit spitzen Ellenbogen fehlte gänzlich, oder war sehr rar gesät. Das Verhältnis zu unseren Lehrern war direkter, weniger von formalem Respekt bestimmt. Wir waren nicht auf Höchstnoten erpicht, wir standen nicht in Konkurrenzkampf zueinander, eine Schulklasse bildeten eher so etwas wie eine Kindergemeinschaft. Mit der Zeit wurden wir Freunde. Wir spielten ja auch wie alle normalen Kinder, aber nicht mit Soldaten. Unsere Spiele waren manchmal ziemlich rau und ausgelassen. Wir fochten wilde Kissenschlachten in abgedunkelten Wohnungen zur größten Freude unserer Mütter. Bei Freunden, deren Eltern ein eigenes Haus mit Garten besaßen, spielten wir fantasiereiche Versteckspiele in allen möglichen Varianten.

Wir hatten auch strenge Lehrer, von denen wir Angst hatten, es stellte sich mit der Zeit heraus, dass die strengen Lehrer oft auch die besten waren. Und die guten Lehrer waren auch gerecht. Egal wie streng der Lehrer war, Fragestellen und persönliche Meinung äußern war erlaubt, sogar gefördert. Die meisten Lehrer waren gute Pädagogen, beherrschten ihre Fächer, waren überwiegend gebildete Leute. Unser Lehrer für Psychologie und Philosophie, der stark lispelte und daher den Spitznamen Piffta trug, war ein stadtbekannter Literat, ein ziemlich guter Poet, publizierte unter dem Pseudonym Anavi Ádám. Wir liebten ihn nicht besonders, er hatte kleine Fehler in seinem Charakter. Der Französischlehrer Kardos mochte mich nicht, wahrscheinlich wegen meiner „katholischen“ Vergangenheit, und trug mir am Ende des ersten Vierteljahres – das Schuljahr war in drei Trimestern und nicht in zwei Semestern aufgeteilt – eine Vier, ungenügend - ins Zeugnis. Damals hatte ich schon ein Jahr französischen Privatunterricht hinter mir, so schlecht konnte ich gar nicht gewesen sein. Ich war empört wegen dieser Ungerechtigkeit. Nach kurzer Zeit akzeptierte er mich und meine Noten wurden besser. In unseren Heften stand auf der ersten Seite oben rechts nicht mehr „In nomine Dei“, dafür hatten wir Hebräischunterricht. Zum Glück kannte ich schon die Buchstaben, als Kleinkind habe ich im Gebetsbuch lesen gelernt. Zum Nachholen gab es auch nicht sehr viel, nach einem Jahr waren die Sprachkenntnisse der Klasse nicht besonders weit entwickelt. In der neuen Schule fand ich mich unter Kindern, von denen ich einige von früher gut kannte, andere nicht. Aber es passierte etwas mit mir. Ich fühlte mich plötzlich sehr sicher, sehr ruhig, sehr heimisch. Diese ständige, jeden Juden überall begleitende leichte Spannung, die zwar keine richtige Angst, aber auch keine interne Ausgeglichenheit war, verschwand. Ich wusste nicht nur, ich fühlte es auch: Hier bin ich zu Hause.

Ein Junge, der zwei Jahre älter, und um einiges größer war – in dem Alter bedeuten im Wachstum zwei Jahre sehr viel – nahm sich meiner an, er war mein Schutzengel. Er hieß György, sein Vater war pensionierter Eisenbahner, der aus seiner Pension seine Familie nie hätte ernähren können; sie wohnten in einer Kellerwohnung mit Zementfußboden. Wir wurden sehr gute Freunde, wir sind es noch immer, obwohl ich inzwischen um einiges größer bin als er. Wir waren nur zwei Jahre zusammen auf der Schule, danach musste er aussetzen und arbeiten, da er der einzige Geldverdiener seiner Familie war. Er war nicht nur mein Freund, er avancierte bei uns zu einer Art Familienmitglied, erledigte alles Mögliche für meine Mutter, und wenn er uns in der Mittagszeit besuchte, blieb er zum Essen. Er war unser György.

In der Außenwelt herrschte um diese Zeit eine Art Scheinruhe. Ein klein bisschen Krieg in Norwegen, ein klein bisschen in Finnland, Deutschland dehnte sich in die eine Richtung aus, Russland in die andere. England kämpfte weiter ohne Verbündeten und stellte sich alleine den deutschen Bombenangriffen; alle meine Hoffnungen ruhten auf Amerika. Ich kann es mir nicht ausmalen was hätte geschehen können, wäre an der Spitze Englands nicht dieser raubeiniger Alkoholiker gestanden, der nie an das Aufgeben dachte, Hitler hasste und sein Volk mit der Versprechung des Unerreichbaren in dieses aussichtslos scheinende Abenteuer mitriss: Churchill. Im November 1940 waren Präsidentenwahlen in Amerika, und alles hing davon ab, wer diese Wahlen gewinnen würde. Sollte Roosevelt gewinnen, wäre alles in Ordnung, Amerika würde uns beistehen. Sollte er nicht, wäre die Lage beängstigend. Am Schicksalsabend saßen wir alle vor dem damals noch vorhandenen Radio und fieberten den Ereignissen entgegen. Der Druck war riesig. Dann kam endlich das erlösende Ergebnis, Roosevelt hat die Wahlen gewonnen. Ich riss sofort etliche Blätter aus meinem Schulheft und malte darauf englische und amerikanische Fahnen, um damit die Wohnung zu tapezieren. Ich war elf. Somit sind für mich die Würfel gefallen, die Zukunft war sicher, Amerika wird für uns den Krieg gewinnen. Seit diesem Augenblick, bis zum Ende des Krieges, hatte ich nie den geringsten Zweifel daran gehabt.

Als Nächstes passierte Erschreckendes in Rumänien. Der General Ion Antonescu wurde Ministerpräsident und Marschall Rumäniens und zwang den König Carol II. ins Exil. Seine Majestät floh mit einem voll beladenen Zug, der für kurze Zeit am Temesvarer Bahnhof zu bewundern war. Wir bekamen einen neuen König, der hieß Mihai und war Sohn des Alten. Antonescu herrschte diktatorisch zunächst im Bündnis mit den Legionären, auch "Eiserne Garde" genannt, eine rechtsextreme, antisemitische Organisation übelster Sorte. Die Herrschaft der Legionäre dauerte nicht sehr lange, aber lange genug um uns Furcht einzujagen. In Bukarest haben sie einige prominente Juden zusammengetragen und am Schlachthof auf Fleischerhaken aufgehängt und in Iasi organisierten sie einen richtigen Pogrom mit vielen Todesopfern. In Temesvar übernahmen sie die Macht auch, sie postierten ihre, in grünen Hemden gekleidete, Leute vor allen größeren jüdischen Geschäften, nicht ohne sie vorher ausgeplündert zu haben. Bei uns haben sie ein Zimmer „requiriert“, und einen jungen Studenten, zuverlässiges Mitglied der Bewegung, einquartiert. Der Student trug auch ein grünes Hemd, hatte ein großes Maul, war ansonsten harmlos, führte politische Diskussionen sogar mit mir, wollte mich von seiner Wahrheit überzeugen. Ausgerechnet mich! Vater kam nach Hause aus dem Geschäft, voll beladen mit Sachen, von denen er meinte, dass sie unverzichtbar wären im Falle einer längeren Belagerung: eine ganze Stange ungarische Salami, verschiedene Konserven, Salz, Öl. Danach haben wir noch

lange Zeit Salami gegessen. Paradoxerweise waren es die Deutschen, die dem ganzen Spuk ein Ende bereiteten. Deutschland befand sich im Krieg, brauchte ein ruhiges Hinterland, aus dem es alles, von Erdöl bis Getreide, sich in aller Ruhe holen konnte. Dafür war diese Bande aber zu chaotisch, man musste sie loswerden.

Es lag Schnee auf den Straßen, als die Deutschen kamen, man sah die Spuren der Ketten der Truppentransporter, sie überquerten die Stadt von Norden nach Süden. Sie kamen nach dem gewonnenen Feldzug in Frankreich, das sah man an den niedrigen, lang gestreckten Citroëns, geduckt wie Katzen beim Mäusen, worin die Herren Offiziere saßen. Es gab auch englische Lastwagen, vermutlich aus der Beute bei Dunkerque. Sie waren viele, sie waren motorisiert, so viele unbekannte Autos waren ein aufregendes Ereignis für Jungs, die schon in frühem Kindesalter sich für Motoren erwärmten. Wir buchstabierten die Kennzeichen - WH stand darauf, ich fand schnell heraus, das kann nur "Wehrmacht - Heer" bedeuten. Die deutschen Kinder sagten dazu: "Walachische Hilfe".

Sie benahmen sich diskret, dominierten das Straßenbild nicht, man sah sie manchmal einzeln oder paarweise, meistens mit Paketen in den Händen, sie waren dabei, Rumäniens Fülle an Lebensmitteln zu entdecken. Einer sagte mir, er hätte einen Deutschen auf der Straße gesehen, mit einem schwarzen Band am Ärmel, darauf drei Buchstaben: WWJ. Das heißt, sagte er, "Wirtschaftlich Wertvoller Jude". So schlimm kann es gar nicht sein, sie nehmen sogar Juden in die Wehrmacht.

Sie kamen eigentlich für einen anderen Zweck, sie wollten den gesamten Balkan unter ihre Herrschaft bringen, aber wenn sie schon hier waren, konnten sie bei dieser Gelegenheit auch unsere Legionäre erledigen. Dem Theater gegenüber, wo die legionärische Elite ihre Versammlung hielt, stellten sie eine Kanone und forderten sie auf, binnen einer halben Stunde das Gebäude zu verlassen, sonst wird geschossen. In einer halben Stunde war das Theater leer. Die Legionäre wurden verjagt, Antonescu, Oberbefehlshaber der Armee und Hitlers treuer Gefolgsmann, verriet seine ehemaligen Kumpanen von der Legion und riss die ganze Macht an sich. Unseren Studenten wurden wir auch los. Es herrschte wieder Ordnung, die Wehrmacht verließ aber bis Ende des Krieges nicht mehr das Land. Deutsche Soldaten gehörten immer mehr zum Bestandteil des Straßenbilds, mit der Zeit gewöhnte man sich daran. Die Legionäre waren nur für kurze Zeit an der Macht, für Pogrome und Judenmorde in Bukarest und Iasi hat es aber gereicht.

Reisen durften die Juden auch nicht, nur mit Sondergenehmigung, erteilt nach guter alter rumänischer Sitte anhand von Schmiergeld. Für uns war das nicht mehr so wichtig wie früher, wir hatten kein Reiseziel mehr.

Den *Előre* hat man auch geschlossen, Juden durften keinen Sport treiben. Das städtische Schwimmbad war für uns auch verboten. Eigentlich durften wir gar nichts mehr, und trotzdem, Kino und Opernbesuch waren merkwürdigerweise möglich. Am Kino hatten wir keinen großen Spaß mehr, die Filme kamen hauptsächlich aus Deutschland und Italien. In der Stadt gab es mehrere Kinos, fast alle in privater Hand, nur das größte, Kapitol, war staatlich. Das Kapitol hat

schon viel früher als die anderen, keine amerikanischen oder englischen Filme mehr gezeigt. Ich habe es mir geschworen, wenn der erste amerikanische Film im Kapitol läuft, dabei zu sein. Nachdem alle Kinos nur noch deutsche und italienische Filme zeigten, blieb uns kaum was anderes übrig – deutsche Filme schauten wir uns nicht an, es blieben nur die Italiener. Davon gab es viele, alle von miserabler Qualität, entweder seichte Komödien, larmoyante Schnulzen oder Sandalenfilme übelster Sorte. Einen Vorteil hatten sie: Man konnte dabei italienisch lernen. Wir haben die Filme zwar nicht verstanden, doch die Melodie der Sprache blieb uns im Ohr haften.

Die allergrößte Attraktion war die Oper. Sieben Jahre lang, bis ich 1947 Temesvar verließ, war ich regelmäßiger Besucher, sozusagen Stammgast der Oper. Es war kein besonders großartiges Ensemble, Mozart und Wagner spielten sie nicht, aber das italienische und teilweise französische Repertoire war sehenswert. Ich habe das Theater geliebt, den Saal im Halbdunkel, das Glitzern der vergoldeten Wanddekoration, das Weinrot der Plüschbezüge, die Schattengestalten im Orchestergraben, die Kostüme der Schauspieler, diese eigenartige Traumwelt auf der hell erleuchteten Bühne, die ich mithilfe der Musik betrat, wenn der Vorhang sich erhob, und darüber in großen Lettern stand:



MUNDUS SCENA - VITA TRANSITUS  
VENISTI, VIDISTI, AVDISTI

„Die Welt ist eine Bühne – Das Leben ein Durchgang  
Gekommen bist du, Gesehen hast du, Gehört hast du.“

Man benutzte die gängige Kurzform avdisti, statt der korrekteren avdivisti.  
Die Oper hat uns für vieles entschädigt, das uns in diesen düsteren Jahren entgangen war.

Vater hatte Magengeschwür. Er war zu Hause ständig auf Diät gesetzt, unser oft langweiliger Speiseplan spiegelte seinen Gesundheitszustand wieder: Hühnerfrikassee, Hühnerklein mit Reis, leichte Suppen, Soufflés. Er tat so, als ob ihm das schmeckte, aß aber sehr wenig. Bis eines Tages Mutter dahinter kam: Auf dem Heimweg aus dem Geschäft kehrte er beim „Spieluhr“ ein, ein kleines aber feines Restaurant, und bestellte sich ein „Zonapörkölt“ – eine kleine Portion Kalbsgulasch. Diese Eskapaden nahmen ihr jähes Ende, nachdem an der Tür von „Spieluhr“ ein Schild erschien, mit dem Text: "**JUDEN UNERWÜNSCHT**".

Das machte Schule, allmählich erschienen solche Schilder in den Schaufenstern vieler deutschen Geschäften. Vieler, aber nicht aller.

Nachdem der Legionärsaufstand niedergeschlagen war, wuchs die Anzahl der deutschen Soldaten ständig. Sie bereiteten sich für den nächsten Überfall, diesmal gegen Jugoslawien, vor. Im April war es dann so weit, diesmal fand der Krieg ganz in unserer Nähe statt. Eines Tages erschien ein jugoslawisches Flugzeug, mit einem verwegenen, wenn nicht gar verrückten Piloten über Temesvar, und warf eine einzige Bombe, irgendwo auf einem freien Feld ab. Es war eine völlig sinnlose Tat, wir fassten aber Hoffnung, für uns hatte sie eine symbolische Bedeutung.

In zwei Wochen war dieser Krieg auch zu Ende, es gab kein Jugoslawien mehr. Man brachte jugoslawische Kriegsgefangene nach Temesvar, sie waren in einem großen, mit Stacheldraht umzäuntem Lager am Rande der Stadt untergebracht. Sie wurden von jungen Schwabenburschen bewacht, alle in schwarzen SS Uniformen gekleidet. Damit haben sie ihre Verbundenheit mit dem Reich kundgetan. Rund um den Zaun sammelten sich Serben und Juden - ich auch – und warfen Lebensmittel und Zigaretten über den Zaun. Damit drückten wir unsere Verbundenheit aus. Mit wem? Mit allen, die so fühlten wie wir, welche die gleiche Hoffnung hatten.

Nach Besetzung Jugoslawiens entstand in Belgrad ein deutscher Soldatensender, er strahlte stündlich neue Luftlagemeldungen aus. Um zu erfahren, ob ein Fliegeralarm zu erwarten war, hörte ihn jeder, unabhängig von nationaler und religiöser Zugehörigkeit. Der Sender spielte immer das gleiche deutsche Soldatenlied, es war sein eigenes Markenzeichen: Lili Marlen. Oh, wie ich dieses Lied hasste!

In Juni war die Schule zu Ende, die Sommerferien standen vor der Tür. Kein *Előre*, kein Großwardein, kein Komádi. Am Zweiundzwanzigsten, es war ein warmer, wolkenloser Sommertag, ich war gerade auf der Straße unterwegs, fingen die Glocken plötzlich an zu läuten, Polizeiautos rasten durch die Stadt, die Polizisten riefen aus den fahrenden Wagen der Menschen zu: „Niederknien, der Heilige Krieg gegen den Bolschewismus hat begonnen!“

Der Überfall auf die Sowjetunion hat mich verwirrt, mein Wertegefüge durcheinandergebracht. Die Russen, nach Unterzeichnung des Vertrages, galten als Verbündete der Deutschen, gehörten demnach ins Lager der Bösen. Das umso mehr, dass sie das kleine, tapfere, von jedem sympathisierte, finnische Volk überfallen haben, und zu unserer großen Freude, als Goliath, vom finnischen David ständig Prügel bezogen. Sogar die Westmächte, England und Frankreich



unterstützten damals die Finnen. Und nun dieses! Anscheinend reichte meine politische Aufklärung aus Radio und Tagespresse nicht aus, um diese Wende zu verstehen.

Unsere rumänischen Helden kämpften Seite an Seite mit ihren deutschen Waffenbrüdern gegen die teuflischen Bolschewiken, um ihr heiliges rumänisches Land: Bessarabien. Es gab in diesen Tagen alles, was dazugehört: Glockengeläut, Fahenschwenken, große Reden und vor allem, Judenhetze. Damals habe ich zum ersten Mal auf offener Straße Prügel bezogen. Die Restlichen folgten nach. Es war ein klassischer Fall von Dilemma: Wenn ich meine Uniformmütze und das Kennzeichen der Schule an meinem Arm trage, werde ich als Jude erkannt und verprügelt. Trage ich sie nicht, begehe ich ein schweres Vergehen, könnte bestraft, sogar der Schule verwiesen werden. Die Lösung dieser Situation überstieg meine Fähigkeiten, ich trug mein Kennzeichen weiter und wurde weiter verprügelt. Von wem? Von anderen Jugendlichen, meistens zwei-drei Jahre älter, dementsprechend größer und stärker, die aber, um kein überflüssiges Risiko einzugehen in der Regel in größeren Gruppen agierten. Man hatte aber die Wahl, ob man von einer deutschen, oder von einer rumänischen Gruppe verprügelt werden wollte. Ich bin auch oft verprügelt worden, einmal erlitt ich einen Nasenbeinbruch, der nie richtig zusammengewachsen war. Damit zahlte ich aber einen sehr niedrigen Preis für all das, wovon ich verschont geblieben bin.

Es bildeten sich regelrechte professionelle Schlägergruppen, wir kannten sie, es waren fast immer dieselben. Sie gingen streng aufgeteilt nach Nationalitäten vor, sie mischten sich nicht untereinander, bis auf eine einzige Ausnahme: die Italiener. Sie waren zu wenige, um selbstständig zu operieren, deswegen schlossen sie sich größeren Einheiten an, angeführt von einem gut aussehenden, großen blonden Jungen, dem Sohn des italienischen Konsuls. Eins musste man diesen Kerlen lassen: Sie waren keine Proleten, sie waren meistens Gymnasiasten, wie wir. Eigentlich waren diese Schlägereien meine einzigen persönlichen Kontakte mit dem konkreten, an der eigenen Haut erlebten Judenhass. Vom sogenannten „Volksantisemitismus“ habe ich damals persönlich kaum etwas mitbekommen, wahrscheinlich dank der immer hermetischer werdenden sozialen und nationalen Schranken, wodurch wir keine unmittelbaren Kontakte außerhalb unserer eigenen Gemeinde mehr hatten, bis auf die mit Straßenbahnschaffnern, Verkäufern, Friseuren oder Marktfrauen, die verliefen, wie früher, normal, ohne Andeutungen oder Beschimpfungen. Wir lebten in der Stadt, wir wussten nicht, wie das Volk auf dem Lande fühlt und denkt. Einmal aber, als unsere – diesmal deutsche – Peiniger, uns wieder durch die abendlichen Straßen jagten und prügelten, marschierte zufällig eine Kolonne Soldaten vorbei. Sie waren, wie in Rumänien üblich, Bauernjungen vom Lande. In unserer Verzweiflung mischten wir uns, Schutz suchend, unter sie. Ich weiß nicht, ob sie wussten, wer wir sind, geschützt haben sie uns trotzdem.

Ungefähr zu dieser Zeit habe ich mir zum ersten Mal die Fragen gestellt, welche die Menschen sich schon immer stellten, seitdem sie sich ihrer selbst bewusst geworden sind. Wer sind wir, woher kommen wir, wo befinden wir uns, wer hat das alles gemacht? Die Frage, die ich mir stellte, war – was ist diese Welt, in der ich lebe, wie ist sie in Wirklichkeit beschaffen? Darüber war ich im Klaren, dass es die Welt nur so lange gibt, solange ich sie in irgendeine Form wahrnehme. Sehe

ich, höre ich, rieche ich, betaste ich sie nicht, kann mir niemand garantieren, dass die Welt auch außerhalb meiner Wahrnehmung vorhanden ist. All das, was ich über die Welt höre, lese, sehe, in Erzählungen, Büchern, Filmen, Radio, bedeuten noch lange nicht, dass sie die Wirklichkeit wiedergeben. Was, wenn jemand, von mir aus sogar ein höheres Wesen, diese Fiktion nur mir zuliebe inszeniert? Was, wenn die Welt, wenn ich sie nicht wahrnehme, zum Beispiel in der Nacht, wenn ich schlafe, sich zu Ruhe legt, oder sich auflöst, damit am nächsten Morgen, wenn ich wieder wahrnehmungsfähig bin, sich wieder zum Dienst meldet?

Ich glaube, diese Spekulation diene hauptsächlich dazu, mir selbst über die immer böser werdende Wirklichkeit, eine plausible Erklärung zu liefern. Wenn es die Welt gar nicht gibt, ist alles, was darin geschieht, auch nur vorgetäuscht. Schon morgen vielleicht könnte die Spielleitung die Regeln ändern und ab sofort wird alles wieder gut.

Diese Frage konnte ich nie lösen, bis zum heutigen Tage nicht. Aber jetzt beschäftigt sie mich lange nicht mehr.

Existiert die Welt, oder existieren so viele Welten, wie viele Menschen es gibt, hat jeder seine eigene Welt vorgestellt bekommen? Ich habe den Gedanken noch weiter gesponnen – gibt es einen Gott, oder existieren so viele Götter, wie viele Menschen es gibt? Trägt nicht jeder seinen Gott in sich, in seiner Seele, ist er nicht ein Produkt seines eigenen Moralverständnisses und kleidet ihn nicht jeder mit den Eigenschaften seines eigenen Geschmacks und Fantasie, Erziehung und Tradition? Und zum Schluss meinen dann die Menschen, sie verehrten alle denselben Gott. Den, der dich liebt und deinen Nächsten hasst. Oder umgekehrt. Nicht Gott hat den Menschen erschaffen, sondern der Mensch Gott. So sahen damals meine pubertären Fantasiespiele aus, irgendwann habe ich sie vergessen. Jetzt, während ich in meiner Vergangenheit wühle, erinnere ich mich wieder daran.